

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Zusätzlich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einseitige Reklamereinzeile
30 Pf., Reklamereinzeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Verkaufsstelle: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37 596. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

Neuer politischer Mord

Nächtlicher Straßenkampf / Ein Kommunist von Nazis erschossen

Die Hebbelstraße in Charlottenburg war in der Nacht zum 1. Februar abermals der Schauplatz eines blutigen Straßenkampfes zwischen Nationalsozialisten und Kommunisten. Ein kommunistischer Arbeiter blieb tot auf der Strecke, zwei seiner Gefährten wurden im Verlaufe des Handgemenges durch Schüsse und Stiche schwer verletzt. Mehrere Nationalsozialisten, unter denen sich die mutmaßlichen Schützen befinden, sind bereits verhaftet worden.

Mit dieser neuen Bluttat haben die Nationalsozialisten innerhalb drei Tagen zwei Todesopfer wieder auf ihr Mordkonto gebracht. In den späten Abendstunden des 28. Januar wurde, wie an dieser Stelle berichtet, in dem Nationalsozialistenversteck Hebbelstraße 20 der Arbeiter Max Schirmer, Mitglied der kommunistischen Partei, niedergestochen und lebensgefährlich verletzt. Er wurde in das Westendkrankenhaus eingeliefert, wo er am Sonntag gestorben ist.

Und wieder Arbeiter gemuehelt!

In der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar stießen dann gegen 3 Uhr die feindlichen Gruppen aufeinander. In der Ecke der Hebbel- und Schloßstraße kam es zu einem regelrechten Straßenkampf. Die Nationalsozialisten waren sämtlich schwer bewaffnet und so konnte der Ausgang der blutigen Schlägerei kaum zweifelhaft sein. Die Nationalsozialisten eröffneten auf ihre Gegner ein mörderisches Feuer. Der 24jährige Arbeiter Otto Grünberg aus der Schloßstraße 22 wurde von einer Kugel ins Herz getroffen und sofort getötet. Der 23jährige Arbeiter Fritz Viere aus der Knobelsdorffstraße 26 erlitt einen schweren Armschuß und der 23jährige Arbeiter Erich Niemann wurde durch drei tiefe Stiche in den Rücken niedergestreckt. Die Verletzungen Niemanns sind so schwer, daß an seinem Aufkommen gezweifelt werden muß.

Der blutige Straßenkampf hatte trotz der späten Stunde die ganze Gegend im Augenblick in hellste Aufregung versetzt. Das alarmierte Ueberwachungsmando erschien gerade noch rechtzeitig genug, um vier Nationalsozialisten, von denen zwei geladene Schusswaffen bei sich trugen, festzunehmen. Noch im Laufe derselben Nacht wurden von der Politischen Polizei die Ermittlungen nach den übrigen Tätern aufgenommen. Es ist mit der Verhaftung von weiteren Nationalsozialisten zu rechnen. Wie feststellt wurde, kamen die feindlichen Gruppen aus ihren Versteckorten, die um 8 Uhr geschlossen hatten.

Ein weiterer Zwischenfall ereignete sich im Norden Berlins in der Bellerophonstraße. Auch in diesem Falle waren Nationalsozialisten und Kommunisten die Gegner. Bei der Schlägerei wurde der 23jährige Schleifer Reinhold Uhr aus der Grünhaldenstraße 27 durch Messerstiche in die Brust so erheblich verletzt, daß er ins Virchow-Krankenhaus gebracht werden mußte. Bei U. soll es sich um einen nationalsozialistischen Zeitungsverkäufer handeln.

Beim Rodeln verunglückt.

Zwei Kinder tot, zwei schwer verletzt.

Waldorf (Westfalen), 1. Februar.

In der Nähe von Waldorf bei Meschede in Westfalen fuhr heute früh ein mit vier Kindern besetzter Rodelschlitten einem Lastkraftwagen, der Winterportler nach Winterberg bringen sollte, auf einer abschüssigen Bergstraße in die Klause. Zwei Kinder wurden auf der Stelle getötet, eines erlitt einen schweren Schädelbruch, das vierte eine Gehirnerschütterung.

Eins der getöteten Kinder und ein Verletztes sind Geschwister.

Der Mord an dem Chauffeur.

Belohnung auf 2000 Mark erhöht.

Auf dem Parkfriedhof in Eichlersee fand die Beerdigung des von Mörderhand niedergeschossenen Chauffeurs Fritz Poulz statt. Da Poulz leider nicht das einzige Opfer in seinem Beruf ist, hat sich die Innung der Droshkeubefahrer dazu entschlossen, neben der von der Kriminalpolizei ausgehenden Belohnung von 1000 M. ebenfalls eine Belohnung in gleicher Höhe auszusprechen. Die Gesamtbelohnung für die Ermittlung der Täter beträgt demnach jetzt 2000 M.

Schluß mit dem Terror!

Massenaufmarsch der Republikaner

Kassel, 2. Februar. (Eigenbericht.)

Am Sonntag fanden nach den blutigen Nazi-Heldentaten von Grebenstein und Groß-Almerode im Bezirk Hessen-Kassel zwei wichtige republikanische Demonstrationen statt. In dem Kasseler Vorort Bettenhausen versammelten sich etwa acht- bis zehntausend Sozialdemokraten, Reichsbannerleute und Arbeiterportler, die die scharfe Charakterisierung der verlogenen nationalsozialistischen Politik durch Philipp Scheidemann mit großer Begeisterung entgegennahmen. Nach der Kundgebung im Freien formierte sich ein riesiger Demonstrationenzug, der nach der Innenstadt Kassel führte und von Tausenden von Zuschauern flankiert wurde. In der Innenstadt blieben die Schutzformationen des Reichsbanners in mehrere große Omnibusse und Lastwagen ein, um nach dem 22 Kilometer von Kassel entfernt liegenden Hofgeismar zu fahren. Dort fand die zweite republikanische Kundgebung statt, die von 4000 Einwohnern besucht war. Nach dem Bezirkssekretär sprach wiederum Scheidemann unter dem Beifall der Massen.

Ueberfall auf Sozialdemokraten.

München, 2. Februar. (Eigenbericht.)

In dem bekannten Fremdenquartier Murnau am Staffelsee fand am Sonntag eine sozialdemokratische Versammlung statt, in der Erhard Auer sprach. Um die Versammlung zu sprengen, hatten die Nazis aus der ganzen Umgegend ihre Sturmtruppen zusammengezogen und selbst aus München mit der Bahn und Postautos die Leute herangeholt. Während der zweistündigen Rede Auers gelang es noch, die Ruhestörer in Schach zu halten. Ebenso blieb es noch ruhig, als ein Nationalsozialist 20 Minuten in der provozierendsten Weise gegen die Sozialdemokratie heulte. Erst als Auer mit dem Schlußwort beginnen wollte, fingen die Nazis zu singen an, und als ihnen der Saal nicht mehr unterlag, warfen sie mit Biergläsern und Schlagen mit Stühlen. Da das Lokal überfüllt war, dauerte es längere Zeit, bis das Reichsbanner und die Polizei wirksam in Aktion treten konnten. Jetzt haben die Nazis durch die Fenster. Bei dem 1½stündigen Saalkampf wurde

das Lokal völlig demoliert. Außerdem gab es etwa 30 Verletzte. Eine sozialdemokratische Parteiverammlung konnte ohne Störung durchgeführt werden.

Reichsbanner marschbereit!

Eutin, 2. Februar. (Eigenbericht.)

Die Aufforderung an das Reichsbanner zur Marschbereitschaft bis zum 22. Februar hat in Schleswig-Holstein ein glänzendes Ergebnis gefunden. Am Sonntag trafen sich die republikanischen Schutzformationen in Eutin, wo bekanntlich erst kürzlich die Nationalsozialisten eine ihrer berüchtigten Saal-schlachten geliefert hatten. Mehr als 4000 Reichsbannerleute aus dem südlichen Holstein waren dem Ruf ihrer Parteileitung gefolgt. Der Anmarsch gestaltete sich zugleich in den umliegenden Ortschaften zu einer großen Propagandaschicht für den republikanischen Gedanken. Der zur Betriebsamkeit erschienenen Bundesvorsitzende Hörning zeigte sich bei dieser Gelegenheit mit dem Rücken von den Bürgerkriegsvorbereitungen des Reichsbanners auseinander und erklärte: „Wir sind Republikaner, wir werden jeden Krieg ablehnen und verhindern. Aber wir wollen noch weniger einen Bürgerkrieg. Deutschland bleibt Republik oder Deutschland wird untergehen. Wir stehen ein für die Republik, für ein soziales und demokratisches Deutschland.“

Zusammenstöße im Wuppertal.

Wuppertal, 2. Februar.

Die Sozialdemokratische Partei und die ihr nahestehenden Verbände veranstalteten in Elberfeld und Barmen je eine antifaschistische Kundgebung, die zahlreiche Beteiligung fanden. Im Verlaufe der Kundgebung in Elberfeld kam es vor allem in der Morianstraße und in der Funkenstraße zu Zusammenstößen mit Nationalsozialisten; die Polizei mußte wiederholt eingreifen und die GegenDemonstrationen auflösen. Es gab eine Anzahl Leichtverletzte; mehrere Personen wurden Zwangsgestellt.

Nazischlacht mit Kommunisten.

Wieder das Schießeszen!

Stuttgart, 2. Februar.

Die Ortsgruppe Kogold der kommunistischen Partei hatte unter starkem Zuzug auswärtiger Kommunisten im Saale des Gasthauses „Zur Traube“ eine Versammlung abgehalten, der viele Anhänger der Nationalsozialisten beizuhören. Nachdem der nationalsozialistische Diskussionsredner gesprochen hatte, stimmten die Nationalsozialisten ein Kampflied an und wollten den Saal verlassen. Die Kommunisten antworteten mit einem Kampflied. Jede Partei wollte die andere überstimmen. Räßlich entstand eine Schlacht, bei der nicht nur mit Tischen und Stuhlbeinen gekämpft, sondern auch geschossen wurde. Die Nationalsozialisten erlitten starke Verluste. Auf kommunistischer Seite gab es nur wenig Verletzte. Im ganzen wurden 28 Personen verletzt, davon drei schwer. Von den Schwerverletzten mußte ein Kogolder Einwohner mit zwei schweren Bauchschüssen und einem Oberschenkelbruch nach Tübingen transportiert werden, wo er hoffnungslos daniederliegt. Die Polizei fand in dem Saal sechs geladene Armeepistolen. Die Haupttäter wurden festgenommen.

Das Hitler-Blatt verboten.

Wegen grober Verleumdung des Postchefs Schubert.

München, 2. Februar. (Eigenbericht.)

Die Postdirektion München hat das Erscheinen des „Hitlerischen Beobachters“ vom 31. Januar bis einschließlich 7. Februar verboten. Anlaß zu diesem Verbot gab ein Artikel des Blattes unter der Überschrift: „Muffolini und Schubert“, in welchem der deutsche Postchef in Rom in der schändlichsten Weise verunglimpft wird. U. a. heißt das nationalsozialistische Blatt in

Der Revolver der Volkspartei



„Geld weg — oder ich schieße!“

seinem Artitel die Lüge auf, daß Schubert erst viele Wochen nach seinem Eintreffen in Rom von Mussolini empfangen wurde. In diesem Zusammenhang erzählt das Blatt zugleich, daß Mussolini früher einmal von Schubert gelobt habe, mit „diesem Kerl“ wolle er nichts zu tun haben.

Freie Bahn für Nazistrolche.

Aufgehobene Verbote.

Das vom Chemnitzer Polizeipräsidenten am 2. Dezember vorigen Jahres erlassene Verbot der Abhaltung von Versammlungen unter freiem Himmel, Auf- und Umzügen und sonstigen Zusammenkünften wird vom Montag, dem 2. Februar d. J., ab aufgehoben.

Auch das am 19. Dezember v. J. in Koblenz erlassene Umzugsverbot gegen die NSDAP, für Neben- und Unterorganisationen, ist vom Polizeipräsidenten mit Wirkung ab 1. Februar d. J. wieder aufgehoben worden.

Reichsagrariar gegen Brüning.

Schiele, der Landbundführer soll abtreten...

Der Reichslandbund, die zentrale Zusammenschaltung der „nationalen“ Agrarier, hält gegenwärtig in Berlin seine lässliche Zirkusversammlung ab. Die Verhandlungen gestalten sich zu einer schroffen Abfrage an die gegenwärtige, vom Reichspräsidenten Hindenburg berufene, an Fraktionen nicht gebundene Regierung Brüning, der bekanntlich auch der langjährige Landbundführer Schiele als Ernährungsminister angehört.

Graf Kalckreuth erklärte u. a., die Regierung Brüning habe es bisher nicht verstanden, sich aus parteipolitischen Fesseln zu lösen, obwohl die Form ihrer Berufung durch den Reichspräsidenten ihr die Handhabe dazu geboten habe. Sie habe es auch nicht verstanden, nach den Wahlen zum 14. September die Kraft auflodernde nationale Bewegung zu erfassen, und in ihr eine Stütze für notwendige aber zwangsläufig unpopuläre Gesundungsmahnahmen zu suchen. Der Reichslandbund werde seinen Kampf um die Rettung der Landwirtschaft und damit die Rettung des deutschen Volkes ohne Bindung an Parteien durchführen.

In seiner Schlussansprache stellte der Präsident Beihge fest, daß der Kampf des Reichslandbundes nötiger denn je sei. Nicht Reisereterei und Kompromisse, sondern der alte Kampfgeist eines Kossack und Wangenheim könnten die Landwirtschaft retten. Beihge schloß mit dem Kampfruf an die deutsche Landwirtschaft: „Fort mit diesem System! Kampf dieser Reichsregierung!“

Spektakel und Körperkultur.

Kommunistische Unverschämtheit bei einer Matinee.

Der Leiter der Körperkulturschule Adolf Koch bittet uns um Veröffentlichung dieser Zuschrift:

Bei der Matinee der Körperkulturschule Adolf Koch am Sonntagvormittag ist es gelegentlich des Auftretens von Erich Weinert zu Protestkundgebungen des Publikums gekommen. Erich Weinert hatte die Aufgabe, nach vorhergegangener Vereinbarung, in 15 Minuten einige Gedichte vorzutragen, die gegen die kulturpolitische Reaktion unserer Zeit gerichtet waren. Erich Weinert ist die Zusammensetzung des Publikums in der Matinee bekannt gewesen. Er hat trotzdem den Versuch gemacht, auf der sozialistisch-kulturpolitischen Veranstaltung in kommunistischem Sinne zu agitieren. Er ist sowohl vom Publikum als auch von mir als verantwortlichen Leiter der Veranstaltung am Beiförderer gehindert worden und hat in einem neutralen Schlussgedicht „An den Spieler in uns selber“ anerkannt, daß das Auftreten von ihm falsch gewesen ist. Da ich bei einem Teil der Rezipienten selbst im Zuschauerraum war und mich zu Beginn der Unruhen auf die Bühne begeben mußte, ist es mir entgangen, daß Erich Weinert in einer Bemerkung den preußischen Ministerpräsidenten Otto Braun zwar nicht beleidigt, aber in unzulässiger Weise glosiert hat. Ich mißbillige diese Art und Weise auf das Schärfste. Man kann an Dingen und Verhältnissen scharfe Kritik üben, aber man darf nicht in derartigen Veranstaltungen wie der unterigen den Versuch machen, das Niveau der Ausführungen auf den Ton von rassistischen Wahlversammlungen zu drücken. Nach einer Bitte meinerseits an das Publikum, nach diesem peinlichen Zwischenfall die Gymnastikmatinee nicht weiter zu führen, wurde der zweite Teil vollkommen ungehindert zu Ende geführt. Im übrigen bleibt noch aufzuklären, wie etwa 40 Personen Einlaß zu der Matinee gefunden hatten, die von uns keine Karten erhalten haben.

Für den zweiten Teil unserer Matinee am 8. Februar vormittags (der auch bereits vollkommen ausverkauft ist) ist auf jeden Fall dafür Sorge getragen, daß derartige Zwischenfälle, die ich selbst beobachtet, die sich aber auf den seit zehn Jahren stattfindenden Veranstaltungen unserer Schule zum ersten Male zugetragen haben — sich nicht wiederholen können.

Hierzu ist eine Anmerkung nötig, da die Unverschämtheiten des kommunistischen Dichters uns entrüstete Zuschriften aus unserem Beiratskreis eingebracht haben. Der Veranstalter wie jeder Sozialdemokrat muß wissen, was dieser Erich Weinert ist, und er muß weiter wissen, daß es zu den kommunistischen Parteipflichten gehört, jede Vereinbarung und jedes gegebene Wort zu brechen, wenn es gegen die Sozialdemokratie geht. Man mußte also die Provokation voraussehen und deshalb war es schon eine Zumutung, den zahlreichen Sozialdemokraten überhaupt einen Weinert als Regisseur vorzustellen. Daß eine große Anzahl der Besucher aus Empörung über die Heerzujordung des Theater vorzeitig verließen, war die einzig mögliche Antwort auf dies Gemisch von Körperkulturpropaganda und kommunistischer Ungezogenheit.

Man bestiehlt die Ärmsten.

Einbrüche um Kleinigkeiten zu holen.

Auch die Einbrecherzunft scheint radikalsten Preisabbau zu treiben; ihre Ansprüche sind auf ein Minimum gesunken und sie riskieren Kopf und Krone für ein Nichts an Beute. Die Verbrechertiere eines Schinderhannes, nur dort zu hauen, wo Ueberfluß ist, existiert nicht mehr, sie hat einer kleinlich-schabigen Stämperlei Platz gemacht, die sich an dem letzten Bißchen der Ärmsten vergreift. Ein Einbrechertrio hat letzten der armenlichen Bodemannsarde einer armen Kunstschülerin einen Besuch abgestattet; Verleumdungen und Kumpfmährchen konnte man da nicht gut weg-schleppen und mit dem Silberzeug sah es erst recht besammert aus, aber trotzdem war der Besuch nicht ganz vergebens: Es fand sich nämlich im Wäschekorb eine kleine verstaubte Kassetten, die bei genauerer Besichtigung ein paar kleine Goldstücke enthielt. Arbeit macht bekümmert Hunger, wie stand es denn eigentlich hier mit Küche und Keller? Oberhaupt. Ein paar verdorrte Keks, das war alles. Wo, in Gottes Namen, wenn nichts Besseres da ist. Gerade, wie man höchst ärgerlich dies Strohhalm zu sich nimmt, erscheint die

Der Tag der Sachverständigen

Eine gute Leumundserklärung für Stolpe

Zur heutigen vierten Gerichtssitzung hat der Anwalt des Publikums nachgelassen. Die Gutachten der Sachverständigen, der eigentliche Höhepunkt dieses Prozesses, interessiert die breite Masse weniger. Rechtsanwalt Mendel überreicht dem Gericht eine von 31 Händlern in der Markthalle Badstraße unterschriebene Erklärung, in der Stolpe beschuldigt wird, daß er ein flechtiger, nuchterner und sehr zuvorkommender Mensch sei. Der Ueberbringer dieser Erklärung, der Textilhändler Vater, als Zeuge vernommen, weiß verschiedenen Klatsch über Lieschen Neumanna zu erzählen: sie sei die Rummelbraut genannt worden und habe sich mit verschiedenen Händlern in der Markthalle abgegeben. Der Vorsitzende macht die Mitteilung, daß ihm verschiedene Zuschriften für die Angeklagten teils gütlicher, teils ungnädiger Natur zugegangen seien; er wolle von all diesen Zuschriften nur eine verlesen. Aus Karlsruhe schreibt ein Mann, daß er Ulrich jahrelang gekannt habe und unter anderem wisse, daß er dreimal verheiratet gewesen sei und vier Kinder habe.

Sanitätserat Dr. Leppmann

kann nun sein Gutachten erstatten. Er beginnt mit dem Angeklagten Benzinger. Er sagt: Benzinger ist der durchschnittlichste von allen drei Angeklagten. Sein Vater ist ein trakter Mensch, die Mutter will an einer Nervenkrankheit gelitten haben, man habe ihr gesagt, daß auch ihre Kinder nicht gesund sein würden. Alle Familienangehörigen sollen ordentliche und gesunde Menschen sein. Erich war ein strohfußiges Kind, er mußte aus der normalen Schule in die Hilfsschule übergeführt werden; als Schlosserlehrling ließ er nichts zu wünschen übrig. Seit dem 4. August 1929 war er mit ganz kleinen Unterbrechungen arbeitslos. Zum Unterschied von anderen Jungen seines Alters zeichnet er sich durch ein außerordentlich kindliches Wesen aus. Das Ergebnis der Untersuchung deckt sich mit dem Ergebnis der Beweisaufnahme. Benzinger hat in der Unterhaltung nicht versucht, die Tat, wegen der er beschuldigt wird, als weniger schlimm darzustellen, als sie gewesen, und wenn man ihn danach fragte, was es gewesen, dann antwortete er, es war Mord. Er ist sehr bedrückt, jammert über seine verlorene Jugend, wegen einer Tat, die nicht hätte sein brauchen. Im gleichen Atemzuge bedauert er, daß er im letzten Augenblick nach seinen schönen Anzug verlegt habe und tröstet sich damit, daß er ihn schließlich doch noch zurückerhalten habe. Lieschen Neumann spricht von Benzinger als vom kleinen Erich; er ist tatsächlich einfach in die Tat hineingezogen worden. Ursache: das Geld.

Geistig zurückgeblieben, war er außerdem, in diesem außergewöhnlichen Fall die guten Lehren seiner Eltern zu befolgen und ist in eine Tat hineingezogen worden, die seiner Persönlichkeit nicht entspricht. Seine geistige Schwäche und seine Kindlichkeit sind aber nicht so groß, daß er nicht fähig gewesen wäre, nach normalen Motiven zu handeln. Dagegen erscheint es sehr fraglich, ob er im Augenblick der Tat die vom Gesetz erforderliche Ueberlegungsfähigkeit besessen habe. Zu einem Abwägen der Motive und Gegenmotive ist er vielleicht doch nicht imstande gewesen.

So leicht es ist, ein Persönlichkeitsbild von Benzinger zu erhalten, so schwer ist das in bezug auf Luise, die Urheberin der Tat. Denn Ansätze zur Persönlichkeitsbildung bestehen bei ihr trotz ihrer 16 Jahre überhaupt nicht. Der Vater hat seiner Frau, also Lieschens Mutter, schweren Kummer gemacht; auf das Kriegserlebnis hat er hysterisch reagiert, nach dem Kriege schwer getrunken. Luises Mutter ist im Hause eines trunkstüchtigen Stiefvaters aufgewachsen; sie macht den Eindruck einer unruhigen, mißvergnügten Persönlichkeit; als sie mit Lieschen schwanger war, befand sie sich in einem äußerst reizbaren Zustand; ihre Tochter Erna ist eine Psychopatin, neigt zu phantastischen Wüten und ist auch von Hause wegelaufen.

Die Familienverhältnisse waren nicht günstig, die Wohnungsverhältnisse geeignet, die geschlechtliche Schamhaftigkeit zu schädigen.

Luise Neumann war immer ein schmerzliches Kind, reizbar und bodig. Andererseits konnte sie sehr zärtlich und anhänglich sein. In Schule und Leben ist sie ganz verschieden beurteilt worden, verschieden zu verschiedenen Zeiten, von verschiedenen Menschen; doch in einer Hinsicht sind sich alle über sie einig: sie war fähig, flatterhaft und unruhig. Der Vater bezeichnet sie als rim abenteuerliches Geschöpf, das auch von Wesen erzählt, die sie nicht gehabt hat. Sie habe vor nichts zurückgeschreckt, las gern Kriminalromane und in den Zeitungen alles Sensationelle. Die eigenen Erzählungen bestätigen nur die Schilderungen des Vaters. Sie hat zum Beispiel eine Nacht mit einem Rädel durchgebüchert und ist von der Polizei aufgegriffen worden. Ein anderes Mal hat sie sich mit einer großen Anzahl von Mädchen zusammengetan, die alle älter waren als sie, um in die Welt hinauszutippeln. Auch diesmal wurde sie von der Polizei aufgegriffen. Als Lieschens Bruder von all diesen Streichen Richard Stolpe erzählte, sagte dieser ihr: „Wenn du so weitermachst, gehe ich nicht mehr mit dir.“

Das Attentat auf den Lockspindel

Ueberraschende Verlegung des Warschauer Prozesses

Warschau, 2. Februar.

Der Prozeß gegen die fünf Sozialisten wegen des angeblichen Bombenanschlags auf Pilsudski ist kurz vor Schluß der Beweisaufnahme auf Antrag der Staatsanwaltschaft bis Mitte Februar vertagt worden. Der Staatsanwalt will den am Sonnabend gegen den Hauptbelastungszeugen Burzycki verübten Anschlag untersuchen. Hierzu beantragte die Verteidigung, Aufklärung darüber zu schaffen, ob

Burzycki noch nach dem angeblich auf ihn verübten Anschlag einige Stunden lang in einem Wirtshaus zu Rembertow unweit von Warschau unter religiösem Genuß von Synaps in froher Gesellschaft verweilt und sich bei bester Gesundheit befunden habe.

Die Verteidigung bezeichnete es als erstaunlich, daß Burzycki während seines Aufenthaltes im Wirtshaus mit keinem Wort den Anschlag erwähnt habe.

Der Lockspindel Burzycki war am Sonnabendmorgen mit einer ungeschicklichen Kopfverletzung in einem Straßengraben gefunden und ins Krankenhaus gebracht worden. Von seiner Lodung in ein Auto, seiner Betäubung durch einen Schlag, dem Attentat und dem Wurf aus dem Auto hat er zwar erzählt, aber die Verteidigung hat Zeugen für des Spindels Wirtshausbesuche angeboten. Aus der Verlegenheit zog sich das Gericht durch die Verlegung.

Die heiligen Auffständischen.

Pleß, 2. Februar.

Hier wurde gegen den Gastwirt Burek aus Gottschalkowich verhandelt, der am zweiten Wahlsamstag im November v. J. zu

einem Auffständischenführer geduldet hatte, daß die Schuld an dem Ueberfall in Gotschalkowich allein die Auffständischen treffe. Das Gericht verurteilte Burek zu 30 Tagen Strafe. Gleich zu Beginn der Verhandlung wurde die Deffenzlichkeit wegen Gefährdung öffentlicher Interessen ausgeschlossen. Burek ist ein früherer Auffständischer und gehört der Sozialistischen Partei an.

Deutscher Wahlerfolg in Ostoberschlesien.

Katowich, 2. Februar.

In Koszmin-Schoppinitz hat von den zwölf aufgestellten Parteien die Deutsche Wohlgemeinschaft die größte Stimmzahl zu verzeichnen; sie erhielt 3200 Stimmen und acht Mandate. Die Korjanty-Partei erhielt sieben Mandate, während sich die Regierungspartei Sanacja mit drei Mandaten begnügen mußte.

Wolf und Gruse.

Nach offiziellen polnischen Zeitungsberichten zu schließen, wird der in Polen notgelandete Flügel Gruse, übrigens kein Verlehrs-, sondern ein Sportflieger, wahrscheinlich ebenso 14 Tage festgehalten und dann wegen jahrelängigen Psychoerregens zu den verübten 14 Tagen verurteilt werden, wie der in Schneeweßen nach Doppel abgeirrte polnische Militärflieger Wolf.

Die polnische Regierung hat wegen der Ueberflieger polnischen Geblats durch Gruse eine Beschwärdenote in Berlin überreichen lassen.

Wohnungsinhaberin. Nr. 1 versperrt ihr den Eingang, Nr. 2 und Nr. 3 öffnen die Tür ins Freie, die Dachstube, und als das Ueberfallkommando erscheint, sind die Einbrecher längst geflüchtet. Rattos sieht das Mädchen von ihrer geklündernten Kassetten, erschreckt irren ihre Augen im Zimmer umher, dann ruhen sie wieder bittend und fragend und verzweifelt auf dem Spalier der neugierigen Hausbewohner. Und immer wieder formt sich ihr nur der eine Satz: Wovon soll ich morgen meine Rente bezahlen? Das war mein Mietgehalt. „Na Fräulein, wenn Sie sich fürchten, dann können Sie heute nacht ruhig bei uns schlafen“, er bietet sich die eine und ein forscher junger Mann will nochmals das ganze Terrain auf verdächtige Elemente hin absuchen. Dann wipelt einer was vom fehlenden „männlichen Schutz“, ohne den es nun eben einmal nicht geht und lachend, mit Klatschstoff reich beladen, zieht die Korona ab. Damit ist das interessante Ereignis nach der mißglückenden Seite hin aber beendet. Bloß das Rädel steht in ihrer kalten, kalten Bude und weiß nicht aus, noch ein...

Zahlreiche Unglücksfälle in Berlin.

Bei dem starken Koldspedrieb, der am gestrigen Sonntag überall herrschte, ereigneten sich leider auch in der näheren Umgebung Berlins mehrere schwere Unfälle.

Auf der Kodelbahn am Teufelssee im Grunewald trugen sich allein vier Unfälle zu. In der Mittagsstunde erlitt der 15jährige Lehrling Horst E. aus der Codiner Straße 6 einen Schienenselbstbruch. Er mußte dem Westendkrankenhaus zugeführt werden. Wenige Minuten später zog sich der 48jährige Techniker Rag F. aus Charlottenburg eine Schulterverrenkung zu. — Der 15jährige Schüler Herberich T. aus der Hausburgstraße 1 fuhr mit seinem Schlitten gegen einen Baum, wobei er so schwere Rippenverletzungen davon-

trug, daß er ins Krankenhaus überführt werden mußte. — Auf die gleiche Weise verunglückte die 17jährige Charlotte W. aus der Königsstraße 9; sie erlitt eine Klügeratverletzung, die ihre sofortige Ueberführung in das Krankenhaus notwendig machte. Außer diesen Unfällen gab es auf derselben Bahn und auch an anderen Stellen zahlreiche leichte Verletzungen, die von Sanitätären gleich an Ort und Stelle erste Hilfe erhielten.

Wahlsiege der Linken.

In Frankreich.

Paris, 2. Februar. (Eigenbericht.)

Bei zwei Nachwahlen zur Kammer, in Ceret (Ostpyrenäen) und Lambert (Auvergne), haben die Linksparteien zwei Siege zu verzeichnen. Im ersten Fall wurde der Sozialist Paragre mit einem Vorsprung von annähernd 3000 Stimmen, im zweiten Fall der Radikale Genebrier gewählt. Damit steigt die sozialistische Kammerfraktion auf 107 Mann und kommt der bisher stärksten Fraktion der Radikalen gleich.

Ein lästiger Ausländer.

Strasbourg über Paris, 2. Februar. (Le Matin.)

Ein nationalsozialistischer Agent, der aus Saarbrücken nach dem Einlaß gekommen war, um unter dem Vorwand des Betriebes deutscher Waren antifranzösische Propaganda zu treiben, ist festgenommen und über die Grenze abgeschoben worden. Er soll der Leiter einer kürzlich von der Regierungskommission des Saargebietes verbotenen Nazi-Zeitung in Saarbrücken, Georg Rathies, sein.

Ein lächerliches Monstrum.

Die schriftliche Begründung des Filmverbots.

Von der Filmoberprüfstelle ist die schriftliche Begründung des gegen den Leichfilm „Das Dritte Reich“ ausgesprochenen Verbots am Montag den Herstellern zugestellt worden. Diese nahmen Gelegenheit, in einer geschlossenen Besprechung des Films vor Pressevertretern durch Genossen Kutner die Verbotgründe vorzutragen und erläutern zu lassen. Die Verteilung der Gründe erregte banalen Entrüstung und Heiterkeit. Besonders interessierte auch die Feststellung, daß die Filmoberprüfstelle sich nicht geirrt hat, das in erster Instanz vom Reichsminister des Reichsinnenministeriums erhaltene, in zweiter Instanz aber absichtlich nicht wiederholte Gutachten als die Meinung des Innenministers zu zitieren. Auf den Inhalt der Urteilsbegründung wird noch einzugehen sein. Wir zitieren vorstehend folgende Stellen:

Kapitulation vor dem Straßenradar.

Der Eindruck, es sei nicht Sache der Filmoberprüfstelle, radonukstigen Elementen das Handwerk zu legen, ist nicht richtig. Der Ordnung liebende, in sich gefestigte Volksgenosse und Bürger wird sich in der Regel durch keinen Film zu strafbaren Handlungen bestimmen lassen. Es werden immer mehr oder weniger eadualistische Elemente sein, die die öffentliche Ruhe und Sicherheit stören. (Die unerhöhlte Aufforderung an den ruhigen Bürger, künftig auch Radau zu machen, wenn ihm ein Film nicht paßt.)

Verneigung vor den Nazis.

Weiter wird in dem Bildstreifen der Nationalsozialisten in beleidigender Form herabgesetzt. Wie der Sachverständige des Herrn Reichsministers des Innern ausgeführt hat (oben, Kol. 2.), kann die Betätigung und der Charakter der Nationalsozialistischen Partei für die Beurteilung des Bildstreifens keine Rolle spielen. Denn man kann auch einer Partei, die die bestehende Staatordnung zu ändern bestrebt ist, den durch das Gesetz gewährtesten Schutz gegen widerrechtliche (!) Angriffe nicht versagen. Die Nationalsozialistische Partei wird hier in einem rohen und plumpen Versuch typifiziert. Der typische Nationalsozialist schlägt Faust erschellen ein, beschuldigt einen anderen der Tat, läßt ihn unschuldig ins Gefängnis wandern und verhöhnt den unschuldig Eingekerkerten. Es wird hier in unerschütterlicher Weise an die gekennzeichneten Szenen in der Leipziger Straße angeknüpft. Vor allem aber wird gegen die Nationalsozialistische Partei verstoßt, der nicht erwiesene (!) Vorwurf erhoben, sie sei die Anführerin bei den Szenen in der Leipziger Straße gewesen. Auch die hierin liegende öffentliche Beleidigung (!) einer großen Partei durch den Bildstreifen kann nicht zugelassen werden.

Die vorstehenden Sätze enthalten eine — entgegen den notorischen Tatsachen — so deutliche innere Stellungnahme für die Nationalsozialistische Partei, daß dadurch der Charakter der Entscheidung als einer politischen trotz zu Tage tritt. Sie lassen nicht mehr daran zweifeln, daß der Spruch der Oberprüfstelle lediglich den Sinn hat, die Agitation der Nazis zu fördern und eine besonders wirksame Methode der Gegenagitation gegen sie unmöglich zu machen.

Kommunistische Konfurre.

In Merseburg wie in Halle — Verbreden der Unfähigkeit.

Halle, 2. Februar. (Eigenbericht.)

Die Verbindlichkeiten des durch die Schuld seiner kommunistischen Zeitung in Konkurs geratenen Allgemeinen Konsumvereins Halle betragen einschließlich der Sparguthaben etwa 4 bis 5 Millionen Mark. In der vergangenen Nacht hat die Verwaltung des Bezirkskonsumvereins Merseburg ebenfalls beschlossen, die Zahlungen einzustellen. Wie Halle, steht auch das „rote Propagandamt Merseburg“ vollkommen unter kommunistischer Leitung.

Richter und Republik.

Zugung des Republikanischen Richterbundes.

Halle, 2. Februar.

Die Landesverbände Sachsen, Bayerns und Mitteldeutschlands des Republikanischen Richterbundes hielten am Sonntag in Halle eine gemeinsame Tagung ab. Im Rahmen dieser Tagung sprach Rechtsanwalt Dr. Braun-Magdeburg über „Die republikanische Front“ und Regierungsrat Dr. Kempner-Berlin über „Republik und Justiz“.

Rechtsanwalt Dr. Braun führte u. a. aus, daß die republikanische Front eine Kampfruppe notwendig habe, deren vorstehender Teil das Reichsbanner sei. Das Reichsbanner habe einen ungeheuren Zustrom selbst aus den Kreisen zu verzeichnen, die ihm früher ablehnend gegenüberstanden. Innerhalb des Reichsbanners habe sich eine Scharformation, die sogenannte „Schar“, gebildet, deren Aufgabe sei, junge Leute heranzubilden und sie zum Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit für die Bewegung anzuhalten. Der Kampf, den das Reichsbanner gegen den Strohentwurf geführt und in dem es große Erfolge errungen habe, habe Tausende von Republikanern vor den Richter gebracht. Man könne nicht einverstanden sein mit dem Zustand, daß sie verurteilt werden ohne Würdigung ihrer Motive. Sehr erfreulich sei die Haltung des Zentrums, dessen Führer Koss mit einer Deutlichkeit festgestellt habe, wo es stehe, daß darüber keine Unklarheit mehr herrschen könne. Dann habe sich das Zentrum jetzt auch eine Kampfruppe geschaffen, die dazu da sei, die Wälder zu brechen. Der Zusammenschluß aller republikanischen Verbände werde vielleicht in der Wochen zustande kommen. Dann dürfe keine Entscheidung mehr gelten. Mit dem Aufruf an die Versammelten, mit mehr Energie für die gesteckten Ziele einzutreten, schloß der Redner.

Regierungsrat Dr. Kempner stellte zu Anfang seiner Ausführungen fest, daß man den jetzigen Zustand der Justiz als einen Kriegszustand bezeichnen könne, was auf das Festhalten der richterlichen Beamten am Alten zurückzuführen sei. Hierbei spielte neben der Auswahl der Richter die Frage eine große Rolle, welchen Berufsständen der Nachwuchs angehöre. Dabei sei festzustellen, daß 40 Proz. der jetzigen Referendare den höheren, 36 den mittleren und 4 den unteren Beamtenfamilien angehören. Der Vortragende beschäftigte sich dann mit den Urteilen verschiedener politischer Prozesse, die er als Kampfurteile bezeichnete. Beide Referate fanden lebhaften Beifall.

Bei einer Nachwahl in Australien verlor die Arbeiterpartei ein Mandat an die Konservativen. Diese erhielten 29.904 Stimmen, die Arbeiterpartei 16.340, die Kommunisten 311. Der Verlust der regierenden Arbeiterpartei beträgt 8760 Stimmen.

Japanische Tanzkunst

Raden Mas Jodjana in der Volksbühne

Die Südsee ist in den letzten Jahren modern geworden, Imitationen ihrer Tanz- und Kulturlösungen sind an der Tagesordnung. Das Beste, das man von ihrer Kunst und ihren Sitten zu sehen bekommt, ist fast ausnahmslos für den Geschmack von Cool-Keilenden ausgewählt. Die Tänze, die Raden Mas Jodjana in der gefestigten Volksbühnenmatinee zeigte, haben mit dieser Scheinmode wenig zu tun. Wahrscheinlich ist kein einziger von ihnen ein echter Kulturtanz, wenn auch alle Tänze aus diesen Kulturlösungen und traditionellen Schaustellungen entwickelt sein dürften. Aber noch weniger sind es Nachahmungen davon.

Raden Mas Jodjana tanzt sein Weltleben und Weltbegreifen in der Leichtigkeit seiner Heimat, die tänzerische Körperbildung zu einem Bestandteil der guten Erziehung macht und die unerhörte Ausdrucksmöglichkeit dem Körper erschließt. Er entwickelt seine Tänze auch wohl aus heimischen Grundformen, uralten pantomimischen Ideen. Die Titel seiner Tänze wagen auch auf den Inhalt der Südsee tänzerische Begriffe darzustellen. Und doch hat es den Anschein, als deckten sich diese Begriffe in kaum einem wesentlichen Punkt mit den feinen, Tänze, die wir in guten Südseebühnen sehen, zeigen immer wieder die traditionell ererbte Tanzformel, in die sich der einzelne nach dem Grad seiner Erlebnis- und Suggestionstüchtigkeit hinein versetzt. Bei Raden Mas Jodjana scheint es umgekehrt zu sein: er schmilzt sich die Tanzformel zu einem Ausdruck seiner Persönlichkeit um. Vielleicht nicht immer. Tänze wie „Der Held“ und „Tempo Allegro“ scheinen in der Hauptsache das übliche

Schema beibehalten zu haben. Sie sind interessant und reizvoll zu sehen; doch sie berühren uns nicht tief. Man hat dabei Ruhe, die eigenartige Musik des japanischen Gamelanorchesters in sich aufzunehmen, die einzelnen Tanzphasen, die spielerisch ansehende Körperbewegungen des Tänzers zu beobachten. Bei seinen Darbietungen „Die goldene Maske“, „Bebet“, „Ketter der Menschheit“ blieb zu solcher Jargillcherung keine Ruhe. Die Anbrunst des Ausdruck, Anbrunst, wie sie nur ein Mensch, niemals ein Kunst zu geben vermag, riß den Zuschauer in das Tanzerebnis hinein, in dem der Tänzer zu verbrennen schien. Nichts blieb von seinem Dasein übrig als dieser Tanz, in dem er sich aufkiffte und aus dem er hervorging wie ein ganz anderer, ganz neuer. Daß Kunstausübung Dürerung bedeutet, wird selten dem Laien so deutlich wie nach diesen Tänzen.

Ein sehr jugendlicher Schüler Raden Mas Jodjanos, Roemahlafelan, zeigte ebenfalls einen Einzeltanz, „Die heilige Waffe“. Andeutung einer Pantomime? Nur ein Empfindungsloser könnte sie sich aus diesem Tanz herausgehoben haben. „Die heilige Waffe“, kindlich, spielerisch beglückt empfangen, die dann ihren Besitzer befißt, ihn in ihre Gewalt, zu ihrem schweren, furchtbaren Dienst vielleicht zwingt, und die nur seltene Augenblicke einer schmerzhaften süßen Befriedigung schenkt, ist die Gabe, die das Leben jedem Großen reicht. Es ist ein erschütterndes Wunder, daß ein Kind uns ihr Gewicht zu zeigen vermochte.

Trude E. Schulz.

Die Freidenker im Rundfunk.

Morgenseier und Diskussion.

Nach etwa einjähriger Pause wurde am Sonntagvormittag für die große Gemeinde der Freidenker eine Morgenseier im Rundfunk veranstaltet. Im Vorhause des Parteihauses, Lindenstraße 3, hörte von den Organisationen des Sozialistischen Kulturbundes und dem Arbeiter-Radio-Bund und unterstützte Auslöschung für „Abhörstunde“ diese seltene Darbietung gemeinsam mit einer größeren Anzahl Arbeiter ab. Mit gespannter Aufmerksamkeit wurde den Darbietungen gefolgt. Nach kurzer Pause trat man dann unter Leitung des Genossen Flatau in eine ausgedehnte etwa zweistündige Aussprache ein. Die hochstehende Diskussion ergab Einstimmigkeit darüber, daß die Arbeiterschaft aus eigener Kraft sich ihre eigenen Feiern sehr wohl zu gestalten vermag. Die Arbeiterschaft will eine geschlossene Feier, in der die Einzelleistung hinter dem Gesamtgedruck zurücktritt. Keine Ansage, keine weiteren Pausen als die künstlerisch notwendigen! So haben die Teilnehmer diese Feiern als einen Versuch zur weiteren Ausgestaltung an. Das Bombino-Streich-Quartett spielte des Magio B. Dur von Mozart und das Allegro opus 18 bezaubernd schön. Gertrud Eysoldt sprach mit ihrer kunstgerechten Stimme wie immer vorzüglich. „Mein Glaube“ von Benzol Breuer war eine Höchleistung. Auch das Doppelquartett des Deutschen Freidenker-Verbandes kam mit seinen wuchtigen Melodien von Beethoven und Schöpfung gut zu Gehör. Einige Aussprachefragen wollen wir der Zukunft zur Beantwortung übermitteln: 1. Warum der noch haltende, offenbar zu große Raum? 2. Warum die zersetzende Anlage? 3. Warum die Seltenheit von Arbeiter-Morgenseiern überhaupt und Freidenker-Morgenseiern im besonderen?

„Wir klagen an!“

Ein Kampffilm für soziale Gerechtigkeit.

Einen Film von ungeheurer Wucht, der in den Bavaria-Sichtspielen seine Uraufführung fand, hat der Zentralverband der Arbeitsinvaliden herstellen lassen. Alles was der Verband mit diesem Film erreichen wollte, nämlich agitatorische Wirkungen und zugleich die Veranschaulichung des Innenlebens der Organisation selbst, ist mit bestem Erfolge erzielt worden. Man sieht Bilder aus allen Schaffensgebieten der Werktätigen, man erschauert vor den Hüllen, in die Tag für Tag die Arbeiter müssen, bis vielleicht eines Tages das ganze große Unglück über sie hereinbricht und sie auf dem Schlagfelde der Arbeit bleiben. Sie haben geschuht und stonden trotz der Gasmaske in ständiger Gefahr der Gasvergiftung, sie arbeiteten und waren eingeklinkt in berstende Dämpfe, für deren Abwehr es keine Schutzkleidung gibt, mit geschädigten Fingern hantierten sie an den Maschinen, bis diese gierig nach ihren Händen griffen und sie verstückelten.

Man darf die Arbeitsinvaliden weder in Rührungsetzt verkommen lassen noch ihnen mit hohem Mitleid bezeugen, man muß für sie kämpfen. Und daß dieser Kampf vom Verband, der auf dem Boden der demokratischen Republik steht, mit Energie und Erfolg geführt wird, das ist schon in weitesten Kreisen bekannt. Im Kampfe für soziale Gerechtigkeit wird der Verband aber weiter bei Gewerkschaften, Parteien und Behörden.

Im Vorprogramm sah und hörte man in Tonfilm Paul Löbe. Hier kamen die neuen Mittel des Tonfilms endlich einmal zur richtigen Anwendung. Es ist heute wirklich rasant, Redner, über die die Allgemeinheit interessierenden Fragen einen kurzen Vortrag im Tonfilm halten zu lassen, um sie herausgenommen aus dem gegenwärtig üblichen Versammlungsgesam, auf ein hören wollendes Publikum zum wirken zu lassen.

Die Gesamtveranstaltung, die von musikalischen Darbietungen und einer Ansprache des Verbandsvorsitzenden August Karsten umrahmt war, hinterließ bei allen Besuchern einen tiefen Eindruck.

Berliner Nachwuchs.

Jung-Akademiker im Künstlerhaus.

Im Künstlerhaus steht man die zweite Abteilung „Junge Berliner Kunst“. Das Prinzip ist klar: das wirklich Anständige des heutigen jungen Akademikerturns, eine Auswahl aus dem niemand nachgelassen Kompositionstextum zu zeigen. Der Durchschnit aus dem Bereich Berliner Künstler, der hier herr im Hause ist, könnte sich freilich vor dieser Jugend kaum lassen. Aber das ist kein Maßstab wichtiger ist schon, daß diese annehmbare Schau weit über der momentanen Porzellananstaltung der Juryreisen steht. Kurt von Neudell ist beide Male vertreten, aber hier (ist's ein Zufall?) mindestens mit zwei Landschaftsbildern sehr viel günstiger. Keine Malerei und große Komposition haben sich ungefähr die Waage, deutsches Zeichen der akademischen Herkunft. Graf

von Kerschelt, aus der kürzlichen Preisbewerbung der Akademie in bester Erinnerung, erscheint als ein Maler von Kultur, an Suzanne geknüpft, höchst sympathischer Interpret der italienischen Landschaft. Erich Kutner ist gut vorangekommen (Selbstbildnis und vor allem die Halbfigur einer „Krankten“).

Bemerkenswert vielleicht sind die Kompositionen; weniger das Erreichte als der großen Intuition wegen, die bei Herbert Häner mit Verständnis aus Mardes Figurallstil entwickelt ist, bei H. Fiedler eine kräftige, aber etwas kluge Vereinfachung der Gestalten in großen Flächen erzeugt. Otto Frenstog ist kompliziert und darum schwächer, das Beste eine schönföhlige „Brücke“, fesselt durch den Reiz, mit dem das Simulische von Wasser und Baumart in trockene Flächenurhathmit überführt ist.

Einen moderneren Hauch spürt man bei Kusliger, der sich Picasso Stillebendynamik mit Geduld, aber ohne das westliche Fingerspitzengefühl aneignet, bei Graumann, der ein ähnliches Experiment mit Kirchner vornimmt, und bei Arnold Bode, von dem indessen weniger die an Beckmann geknüpften Stilleben, als die „Kriegsgärten“ voll guter Realität, und das ausgezeichnete, großartige „Kranke Mädchen“ entzücken, wohl das interessanteste Stück Malerei der Ausstellung; wazu man noch die sehr eigenwilligen nachhingen Landschaften von Erich Regel rechnen mag: nichts Fertiges, aber voller Entwicklungsmöglichkeiten.

Paul F. Schmidt.

Die portugalesische Schlacht.

Uraufführung am Münchener Residenztheater.

Dieser Komödie der Unsterblichkeit ließ Ernst Benzold eine Komödie gleichen Titels vorangehen, die bereits sein Dichtertum legitimierte. Mit starker Phantasie und überrollender Bühnenfähigkeit hat der Romanist die sehr fesselnde Geschichte des jungen Königs Sebastian von Portugal dramatisiert. Daraus wurde zwar ein sehr langwieriger Theaterabend, und man kann sagen, daß die Zustimmung eines sehr interessierten Publikums insbesondere noch steigen würde, wenn die 17 Bilder der Komödie, was leicht denkbar ist, beträchtlich gekürzt werden. Die fortschreitende lebensvolle Handlung, die in gewaltiger Notwendigkeit zur Katastrophe reißt, ist durchaus dichterisch erschaubar und ohne Bruch zwischen Form und Inhalt zur Tragikomödie gestaltet. Der junge König Sebastian ist feuch und der „Unsterblichkeit seiner armen Seele“ willen. An diesem lebenswerten Wahnsinn schelert die energische Großmutter Sebastians, die ihm aus dynastischen Gründen verheiratet möchte. Aber Sebastian kennt keine andere Liebe als Portugal, das er zu einem Großstaat machen möchte, indem er Afrika zu erobern sucht. Dieser schwärmerische, aber mit unzulänglichen Mitteln aufgemachte Feldzug mißglückt, Sebastian fällt und Portugal gerät unter spanischer Herrschaft. Doch das von Philipp II. unterdrückte Land glaubt nicht an den Tod des jungen Königs. In einem dem gefallenen Sebastian aufs Haar ähnlichen Rosenkranzhändler entdeckt das Volk seinen König wieder, der Pseudosebastian wird gegen seinen Willen in diese Rolle hineingepreßt, um schließlich unter der Macht der Andeutung und somnambulen Identifizierung sich selbst als König zu bekennen. Sein Haupt fällt den Gefährte witternden Spaniern anheim.

Unter der verständnisvollen Spielleitung K. H. Böhma veranschaulichte Albert Fischei sehr überzeugend das Metaphysische der beiden Sebastianen. Eine charakteristische Meisterleistung hat Luise Hohorst als Königinmutter Katharina.

Alfred Mayer.

Theaterfandal in Stettin. Von der Intendanz des Stettiner Stadttheaters wird uns geschrieben: Die über die Strawinskij-Affäre am Stadttheater Stettin ausgehende Kritik entstellte dem Vorfall. Es ist richtig, daß während der Aufführung der „Schlichte vom Solhaten“ ein Teil des Publikums ironische Beifallsbezeugungen machte, außerdem durch Zwischenrufe die Aufführung zu stören suchte. Ein kleiner Teil der Zuschauer verließ das Theater. Die Aufführung konnte bei halberkuchtem Haus zu Ende geführt werden. Am Schluß wurde das Breiten weniger Zuschauer von stürmischen Beifall der übermäßigenden Mehrheit niedergekämpft. Der Intendant hat niemals den Versuch gemacht, noch die Absicht gehabt, zu sprechen. Er hielt sich nur für verpflichtet, durch sein Erscheinen auf der Bühne die volle Verantwortlichkeit für die künstlerische Arbeit an dem Werk darzutun.

Eine Schauspieler-Nachstellung von „Don Quixote“ mit Maria Wodan, Walter Haber, Wilhelm Guttman, Paul Fehér, Emil Brück, musikalische Leitung: Paul Felsch, findet am 8. Februar, 30 Uhr, in der Städtischen Oper statt. Der Gesamtvereintrag Weis den Pöblschtschen der Bühnengroßsicht zu. Karten im Büro des Bezirksverbandes Rathstraße 11, Zimmer 15.

Im Obergeschoß des Kaiser-Friedrich-Museums gelangen ab Sonntag eine Reihe bedeutender Gemälden-Neuerwerbungen zur Anschauung, darunter der „Reichner“ von Garbin aus demals lateinischem Schrift zusammen mit zwei anderen Werken des Welters des 15. Jahrhunderts.

Dr. Felix Hauerger tritt im Rahmen der Humboldt-Stiftung am 7. 20 Uhr, Georgstraße 20/21 (am Bahnhof Friedrichstraße), einen einmaligen Vortrag über das Thema: „Ein Dokument zur Zeit und ihrer Bedeutung für die Gegenwart.“ (Humboldt, 1876, George). Eintrittskarten à 1 Mark am Kassengang.

Altes und Neues im Autobau

Das Jahr 1930 liegt hinter uns. Die großen Automobilsalons in Paris, London, Prag, Brüssel (der Termin der Berliner Autoausstellung ist bekanntlich im letzten Moment vom November 1930 auf den Februar 1931 verlegt worden) gehören der Vergangenheit an. Mancherlei Neues ist auf ihnen gezeigt worden, genug jedenfalls, um den in technischen Dingen nicht völlig indifferenten Automobilisten einigermaßen in Verlegenheit zu bringen.

Denn was er auf diesen Ausstellungen sah, war stets folgendes: der großen Reizzahl von Autosfabriken, die ihre Wagen seit Jahrzehnten nach demselben Schema (vorne liegender Motor, Hinterradantrieb, starre Achsen, Zweiteilung in Karosserie und Rahmen) bauen und sich auf schrittweise Verbesserung dieser oder jener Einzelheit beschränken, ohne die Gesamtkonstruktion als solche jemals ernsthaft anzutasten. — diesen Fabriken also tritt in jüngster Zeit eine kleine Gruppe fortschrittlich gestimmter Werke gegenüber, die den „Standardwagen“ der eben skizzierten Bauart aus konstruktiven wie aus wirtschaftlichen Gründen strikt ablehnen und ihr Heil auf anderen, vom Gewöhnlichen durchaus abweichenden Wegen suchen. Begriffe wie

„Vorderradantrieb“, „Rohrrahmen“, „Schwingachsen“

sind bergleichen tauchen auf und werden eifrig diskutiert, ohne daß bisher eine wertvolle Annäherung zwischen den streitenden Parteien erzielt worden wäre. Denn auch die Befürworter des Standardwagens wissen für ihr Festhalten an der angeblich überholten und veralteten Bauart gewichtige Gründe ins Feld zu führen, so vor allem den, daß sie es bei der augenblicklichen, die Automobilindustrie besonders schwer treffenden Wirtschaftskrise ihren Aktionären und Werksangehörigen gegenüber einfach nicht verantworten könnten, sich auf kostspielige, im Erfolg durchaus nicht sichere Experimente mit radikalen Neukonstruktionen einzulassen.

Bezeichnend für die Richtung der Entwicklung im vergangenen Jahr war, daß der Motor zu den am wenigsten umstrittenen Elementen des Kraftwagens gehörte. Organische prinzipielle

Änderungen im Motorenbau waren nicht zu verzeichnen,

wenn natürlich auch an Verbesserungen im einzelnen kein Mangel herrschte. Wohl die wichtigste ist die Erfindung des sogenannten „Zylinderkopfs“, das ist ein Bergwerk, der nicht, wie bisher, unterhalb, sondern oberhalb der Zylinderköpfe angeordnet ist. Man erpart dadurch den Motor die Arbeit, das Gasgemisch entgegen der Schwerkraft aus dem Bergwerk in die Zylinderköpfe emporzulassen zu müssen, was sich in einer merklichen Brennstoffersparnis und Leistungsverbesserung auswirkt. Der Zug zu mehr Zylindern, der eine der charakteristischsten Kennzeichen für die Entwicklung des Motorenbau in den letzten Jahren war, scheint beim Sechszylinder, vorläufig wenigstens, seine obere Grenze erreicht zu haben. Wie nicht anders zu erwarten war, hat der Cadillac-Sechszylinder, der erste Vertreter dieser Gattung, inzwischen eine Anzahl Nachfolger erhalten, die, wie er, sämtlich der internationalen Luxusklasse angehören. Die betreffenden Konstrukteure haben sich die Sache übrigens teilweise recht leicht gemacht, indem sie einfach zwei normale Vierzylindermotoren mit parallelen Pleuellwellen in ein gemeinsames Gehäuse einbauten und so einen neuen Sechszylinder „schufen“. Ueber den Wert dieser Konstruktionsmethode kann man nun mindestens sehr verschiedener Meinung sein, aber der Bau derartiger Ueberwagen hat ja überhaupt mit wirtschaftlichen Gesichtspunkten wenig oder gar nichts mehr zu tun. Selbst in der scheinbar so nüchternen Technik ist der Einfluß von Modeströmungen eben weit größer, als man gemeinhin annimmt. Daß es sich hier tatsächlich vorwiegend um eine Modeangelegenheit handelt, wird am schlagendsten dadurch bewiesen, daß mit der Vermehrung der Zylinderzahl keineswegs, wie man annehmen möchte, eine Verminderung der Betriebskosten Hand in Hand geht. Denn der einzige greifbare Vorteil der vielen Zylinder besteht doch darin, die Motorleistung so sehr zu erhöhen, daß man vom Schrittempo bis zur Höchstgeschwindigkeit fast frei im direkten Gang fahren kann. Man sollte also meinen, daß ein zwei- bis allenfalls dreifaches Getriebe für zwölf- oder Sechszylinderwagen vollkommen genügt. Statt dessen findet man durchweg Getriebe mit vier, fünf und teilweise sogar sechs Gängen eingebaut. Quod erat demonstrandum! Damit wären wir beim

Getriebe.

Auch hier hat das vergangene Jahr keine grundlegenden Neuerungen gebracht, wenn man nicht als solche das erstwache auf dem Pariser Salon gezeigte halbautomatische Manbach-Schnellganggetriebe ansprechen will, dessen sämtliche fünf Gänge auf pneumatischem Wege durch Verstellen eines kleinen Hebels vom Lenkrad aus geschaltet werden, ohne daß der Fahrer dabei die Kupplung austreten müßte. Er braucht vielmehr nur einen Augenblick das Gas fortzunehmen, worauf der vorher eingestellte Gang durch Unterdruck sofort automatisch einrastet. Man wird abwarten müssen, wie sich das neue Manbach-Getriebe in der Praxis bewähren wird, zumal frühere Versuche mit Lenkradgeschalteten Getrieben (man denke nur an das bekannte „Soden-Getriebe“) auf die Dauer nicht zu recht befriedigenden Ergebnissen geführt haben. Auch die übrigen halbautomatischen Getriebe, vor allem die eine Zeitlang stark propagierten „Kuppelungsautomaten“, haben sich bislang nicht in nennenswertem Umfang durchzuweisen vermocht. Und erst recht nicht die ganzautomatischen Getriebe nach Art von Constantinescu und Savard, die durch selbsttätige Anpassung der Hinterachsübersetzung an den wechselnden Fahrwiderstand das Kupplungs- und Schalldübeln überhaupt überflüssig machen sollen. Alle diese Getriebe sind vorläufig noch viel zu kompliziert und empfindlich, als daß sie den rauen Ansprüchen der Praxis auf die Dauer gewachsen sein könnten.

Die bei weitem umstrittenste Frage im heutigen Kraftwagenbau ist die nach der zweckmäßigsten

Anordnung des Fahrgestells.

Die Gegner des „Standardtyps“ betonen mit Recht, daß die Fahreigenschaften eines solchen Wagens, seine Straßenhaftung, Kurven-

lage, Schleuderfreiheit usw. noch weit davon entfernt sind, als ideal gelten zu können. Die Schuld daran trägt in erster Linie die Verwendung durchlaufender, starrer Achsen, die jeden Stoß, der das eine Rad trifft, auch auf sein Gegenüber an der anderen Wagen- seite übertragen und so auf unebener Straße die Fahrt zu einem ununterbrochenen Hüpfen und Springen machen. Das einzige Gegenmittel besteht im Einbau geteilter, sogenannter „Schwingachsen“, die jedes Rad unabhängig von den anderen federn lassen. Derartige Schwingachsenwagen gibt es bereits eine ganze Anzahl, und sie haben den Beweis geliefert, daß die theoretischen Schlussfolgerungen richtig sind und das sich durch die Verwendung von Schwingachsen in der Tat eine außerordentliche Verbesserung der Fahreigenschaften erzielen läßt. Es ist deshalb anzunehmen, daß die Schwingachse im Kraftwagenbau rasch weiter an Boden gewinnen wird, zumal bei mittleren und leichten Wagen, bei denen die Erzielung einwandfreier Straßeneigenschaften bekanntlich viel schwieriger ist, als bei großen, schweren Fahrzeugen.

Ein weiteres, augenblicklich viel diskutiertes Mittel zur Verbesserung der Fahreigenschaften besteht im Uebergang vom Hinterrad- zum

Vorderradantrieb.

Nachdem man sich über diese Frage jahrzehntelang lediglich theoretisch herumgestritten hatte, ist man in jüngster Zeit endlich dazu übergegangen, die Praxis das entscheidende Wort sprechen zu lassen. Vor nicht allzulanger Zeit tauchten die ersten serienmäßig

fabrizierten Vorderradantriebswagen im Handel auf, die, wenn sie auch nicht in jeder Hinsicht vollkommen waren, doch den Beweis erbracht haben, daß der Vorderradantrieb eine durchaus ernst zu nehmende Angelegenheit ist. Es steht fest, daß sich durch ihn, in Verbindung mit Schwingachsen, Fahreigenschaften erzielen lassen, die als das Höchste des augenblicklich Erreichbaren gelten können. Insbesondere die Sicherheit beim Durchfahren von Kurven wird durch den Vorderradantrieb außerordentlich erhöht, da der Wagen durch die angetriebenen Vorderräder förmlich in die Kurve hineingezogen wird, statt wie bisher durch die Hinterräder tangential nach außen gedrückt zu werden. Man kann dem Vorderradantrieb also eine recht günstige Entwicklung voraussetzen, und zwar wiederum vor allem für den Kleinwagenbau. Es hat denn auch den Anschein, als ob uns schon die nächste Zeit eine ganze Reihe Kleinwagenneukonstruktionen mit Vorderradantrieb bescheren würde. Die kommende Berliner Automobilschau dürfte gerade auf diesem Gebiete manche Ueberraschung bringen.

Zusammengefaßt läßt sich sagen: das Jahr 1930 war, automobil- technisch gesehen, ein typisches Uebergangsjahr, gekennzeichnet durch den Kampf des Althergebrachten gegen das immer mächtiger heran- drängende Neue. Wer siegen wird, kann heute kaum mehr zweifelhaft sein, nachdem sogar die fanatischen Amerikaner langsam an der Unfehlbarkeit ihrer Konstruktionsmethoden zu zweifeln beginnen und, wenn auch vorläufig nur sehr zögernd und vereinzelt (Nuburn- „Cord“, „Moon“, „Ruxton“), Vorsicht auf neues Gebiet wagen. H. Wolterck.

Der Dornenweg zum Patent

Kann der Erfinder für seine Erfindung Patente und Gebrauchsmuster selbst erwirken? Diese Frage beschäftigt wohl jeden, der ein technisches Problem glücklich gelöst hat und nun zur praktischen Ausbeutung seiner Erfindung schreiten will. Speziell aber die Fachschrittmacher, die namentlich in der heutigen Zeit des wirtschaftlichen Niederganges dazu berufen sind, bahnbrechende Pionierarbeit zu leisten.

Es ist das gute Recht des Erfinders, seine Idee in die Praxis umzusetzen. Auf der anderen Seite hat er Anspruch darauf, für seine Mühen durch wirtschaftliche Vorteile belohnt zu werden. Der sicherste und einfachste, aber kostspieligste Weg ist der, daß man sich an das Deutsche Reichspatentamt, Berlin SW. 61, Glitschiner Straße 97-101, wendet, dort eine vollständige Liste der vom Reichspatentamt zugelassenen Patentanwälte fordert und sich dann auf Grund dieses Verzeichnisses, einem patentrechtlichen Sachbearbeiter

bedingungen, die eine Erfindung erfüllen muß, um patentfähig zu sein. Die Neuerung muß also:

1. auf technischem Gebiete liegen und
2. eine gewerbliche Verwertung gestatten.

Man sieht, daß schon hier die Entscheidung, ob die Patentfähigkeit gegeben ist, Schwierigkeiten bereiten kann. So ist z. B. eine Erfindung, die uns lehrt, wie die schreibende Hand auf besonders vorteilhafte Weise den Bleistift oder die Feder zu halten habe, keinesfalls patentfähig; denn das technische Mittel, die Feder oder der Bleistift sind fast seit einem Jahrhundert bekannt. Die Erfindung wendet sich hier nur an den menschlichen Geist, dem sie eine bestimmte Aufgabe zuweist. Ebenso ist eine Neuerung, deren Ausführung mit rein geistigen Mitteln bewerkstelligt werden kann, nicht dem Patentschutz zugänglich. Hierher gehört z. B. die besonders praktische Anordnung eines Autos oder Motorrads. Es würde in diesem Rahmen zu weit führen, alle diejenigen Fälle aufzuführen, in denen eine Patentierung gesehlich ausgeschlossen ist.

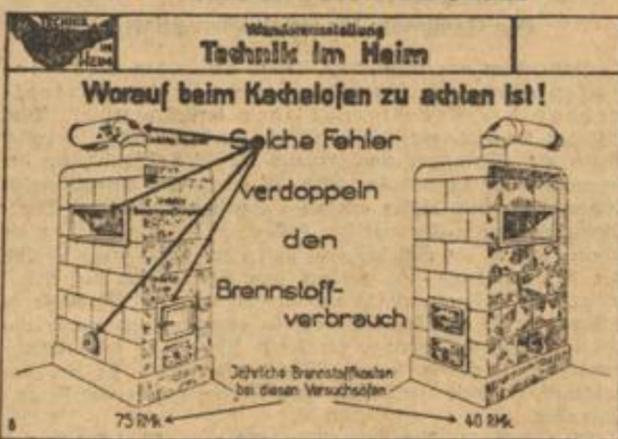
Der § 2 des Patentgesetzes enthält aber eine Bestimmung, die uns hier besonders interessiert. Hiernach gilt eine Erfindung nicht als neu, wenn sie innerhalb der letzten hundert Jahre vor der Anmeldung in öffentlichen Druckschriften, derart beschrieben oder im Auslande so offenkundig benutzt worden ist, daß jeder Fachmann, der Kunde hiervon hat, sie nachahmen kann. Die Bestimmungen des § 2 sind es besonders, die die Berechtigung einer Erfindung im patentamtlichen Verfahren so überaus schwierig gestalten. Will der Erfinder eine gewisse Sicherheit dafür haben, daß seine Idee auch wirklich neu ist, so muß er langwierige Nachforschungen auf dem Patentamt anstellen. Das wird aber in den meisten Fällen gar nicht möglich sein, weil zu dieser Arbeit eine so große Zeit aufgewendet werden muß, wie sie einem berufstätigen Menschen gar nicht zur Verfügung steht. So wird denn der Erfinder in den meisten Fällen zu seinem Schrecken schon im ersten Bescheid vom Reichspatentamt mit der Mitteilung abgelehnt, „daß der Gegenstand seiner Erfindung schon durch eine Anzahl anderer Patentschriften vorweggenommen ist“. Jetzt heißt es wachsam sein, um dem Patentamt mit aller Energie nachzuweisen, daß die angemeldete Erfindung auch gegenüber den Entgegenhaltungen etwas Neues darstellt.

Falls es sich allerdings im Verlauf dieses Widerstreites herausstellt, daß die vermeintliche Erfindung bereits Allgemeingut der Technik geworden ist, so kann nur geraten werden, von der weiteren Verfolgung der Anmeldung Abstand zu nehmen.

Generatorbrandschutz

Ein Schadenfeuer in einer großen Dynamomaschine, einem sogenannten elektrischen Generator, kann sowohl mechanische wie elektrische Ursachen haben. Bei den verhältnismäßig hohen Drehzahlen und der raumfüllenden Bauart der Großstromerzeuger genügt beispielsweise bereits das Lockern einer Schraube, um eine Brandursache zu schaffen. Zur Vermeidung größerer Maschinen- und Stromtonnen- schäden muß ein Generatorbrand schnell und sicher unterdrückt werden. Das Abblösen darf jedoch nur mit einem dielektrischen Löschstoff erfolgen. Bei offenen kleinen Maschinen kann man die Brandgefahr mit Löschpulver, Kohlenäureschnee oder flüssigem Tetra aus Handfeuerlöschern beseitigen. Große gelappte Maschinen schließt der Feuerlöschtechniker durch fest eingebaute Kohlenäureschneekanäle an. Vergasende flüssige Kohlenäure gibt gegenüber Wasserdampf und Sulfatgase günstigere Ergebnisse bezüglich des Abwehrens des Luftstoffs, der Kühlung des Brandherdes und der Vermeidung von Angriffsursachen. Die durch Verdichten und Abfließen verflüssigte Kohlenäure wird in Stahlfässchen bei dem zu schützenden Apparat oder für mehrere Schutzposten zentral gespeichert. Bei Dynamos mit Ringluftkühlung legt man dem Lüftungstrom Kohlenäuregas zu. Ist für den Stromerzeuger dagegen Frischluftzufuhr vorgesehen, so müssen die Luftströme vor dem Löschangriff durch Schläuche oder Klappen nach außen abgelenkt werden. Das Auslösen des Generatorbrandschutzes kann durch das Bedienungspersonal oder selbsttätig erfolgen. Das automatische Ansprechen der Löschvorrichtung veranlaßt entweder ein Ueberstromschutzgerät oder man verlegt in den gefährdeten Maschinenstellen selbsttätig leitende Schmelzdrähte. Mit dem Einschlag der Löschvorrichtung wird die Maschine auch gleichzeitig gebrannt, abgeschaltet und das Bedienungspersonal alarmiert.

Technik im Heim



Die kalte Jahreszeit verlangt, daß die Öfen tadellos funktionieren. Die vom Verein Deutscher Ingenieure veranstaltete Wandruhmstellung „Technik im Heim“ zeigt unter anderen besonders für unsere Hausfrauen interessanten Bildern und Darstellungen das heute wiedergegebene Bild. Der schlecht gepflegte Kachelofen belastet das Haushaltsbudget, Brennstoff ist teuer. Undichte Rauchrohre, Reinigungsöffnungen, undichte Türen usw. verteuern die Heizungskosten und sind sogar Gefahrenquellen für Gesundheit und Leben.

unvertraut. Obgleich es in besonders schwierigen Rechtsfällen immer- rathum ist, sich eines Beistandes zu bedienen, der infolge seiner langjährigen Arbeit auf dem Gebiete des gewerblichen Rechtsschutzes allen Bedenken eines patentamtlichen Verfahrens gewachsen ist, ist es doch im Regelfalle für den Erfinder möglich, ein Patent ohne Hinzuziehung eines Patentanwaltes oder eines Patentbüros anzumelden. Das patentamtliche Verfahren kennt keinen Vertreterzwang, ähnlich wie er im Verfahren vor den ordentlichen Gerichten existiert, es sei denn, daß der Anmelder ein Ausländer ist.

Es steht jedem Deutschen frei, selbst ein Patent oder Gebrauchsmuster zu erwirken, sofern er nur die vom Reichspatentamt vorgeschriebenen Unterlagen beibringt und ordnungsmäßig einreicht. Zu ihrer Beratung stehen dem Erfinder in der Zuständigkeit dieser Zeitung stets Mittel und Wege zur Verfügung. In erster Linie kommt es allen Erfindern ja wohl weniger darauf an, nur lediglich einen gesetzlichen Schutz auf ihre patentfähigen Ideen zu erlangen, als durch die Erzielung eines Patentes sich vor allen Dingen die oft mühsam erarbeiteten finanziellen Vorteile daraus zu sichern. Auch dem kann gehalten werden, wenn die Erfindung dem Patentgesetz entspricht. Hier ist die Beachtung des § 1 des Patentgesetzes von besonderer Bedeutung.

Dieser § 1 des Patentgesetzes belagt nämlich, daß alle Neuerungen auf technischem Gebiete, sofern sie eine gewerbliche Verwertung gestatten, patentfähig sind. Aus dieser kurzen und einfachen erscheinenden Angabe des § 1 ergeben sich zwei von den drei Grund-

Ankunft in Cleveland

Vorzeitiger Abbruch einer Hobofahrt

Richtung West.

Es ging bergauf, bergab. Für Postwagen anständige Steigungen. Das war eine Chance für mich. Die ersten verspöhte ich. Ich mußte warten, bis der Fahrer mich nicht mehr sah, dann im Schweinsgalopp hinterher, wenn eine Möglichkeit zum Aufspringen war. Zweimal rannte ich vergeblich, sie waren zu schnell und ich in meinen derben Schuhen, schweren Hosen, dem warmen schwarzweiß karierten Umberjack und dem kleinen Bündel auch nicht zum Schnelllaufen geeignet.

Der nächste kam mit Vollgas den Hügel herunter, die Steigung herauf, ich stand ungefähr in der Mitte; da war er schon heran. Ich hinterher. Die Steigung wurde härter. Der Fahrer mußte schalten. Ich bekam die Kette und war drauf. Ich machte es mir bequem, sammelte raschend an weichen Betten und machte ein ernstes, hochmütiges Gesicht, wenn Verkehrspolizisten uns überholten. Ich überfuhr sie vollkommen. Ihre forschenden Blicke prallten an mir ab. Die Taktik war gut. Sie ließen mich oben.

Die Sonne legte flüssiges Silber auf den Erie-See, der selten länger als zwei Minuten meinen Blicken entwand.

Als der Wagen von der Hauptstraße abging und einem schmaleren Betonstreifen folgte, blieb ich oben. Es war ja gleich, wo er hinsieht. Die Hauptstraße war: Richtung West.

Der Fahrer war so uneben nicht. Als er stoppte, kam er zu mir und zeigte mir den besten Weg zur Hauptstraße zurück. Er fuhrte über eine Stunde durch eine schöne Parkstadt. Jedes Haus in einem Park, mit alten Bäumen und Blumen.

Auf der „Highway“ warfen mich zwei „Ritte“ mächtig weiter. Am Abend war ich in Erie, die das Ende meiner Straßenwäntzeri wurde. Ich hatte mit Umwegen gegen 100 Meilen geschafft. Ich war zufrieden.

Am nächsten Morgen, es war Sonntag, ging ich zum Schienenstrang, zum zweiten Versuch. Die Nacht hatte ich in einem neuen Laden der Heilsarmee geschlafen; nobel. Ich bezahlte 75 Cent. Über die Sauberkeit und vor allem das gefälschte Brausebad hatten es mir angetan. Ein Policemann nannte mir die Adresse.

Die Schienen gleiten in der Morgenstunde und tanzen wie wackelnde Eisenbahnen rechts und links vor mir her. Aus Nebenwegen kamen Gestalten, einzeln, auch zu zweien, und stapften zwischen oder neben den Schienen entlang.

Man sieht sich, sagt „hallo“ und geht weiter. Eine der mit fleischigen Erscheinungen des Hobbos. Du kannst allein sein. Niemand stört dich, zwingt dich zum Reden, wenn du nicht magst. Vielleicht fragt man dich nach einem „Smoke“ (Rauchwaren) oder nach Süßen. Das ist alles.

Wir „Springen“.

Ich war schon ziemlich weit außerhalb der Stadt, die anderen verschwanden, bis auf einen, der gegen 20 Meter hinter mir kam.

Ich fragte ihn nach einem guten Platz zum „Springen“.

Er ging nach einer Abzweigung ein paar Meilen West gelegen, der wäre der beste und ich sollte mitkommen, war die Antwort.

Der Komet drückte schon wieder ganz anständig. Wir sprachen wenig. Ich erlebte Unerfahrenheit durch Schmelzjammer.

Etwas vor der Gabelung hörten wir die Wagen rollen.

Wir gingen den Gleis hinunter und machten uns im Weitergehen fertig. Zogen die Jacken wieder an und — der andere streifte ein Paar alte Glacehandschuhe über die Hände. Ich mußte ein paar mal hinschauen, ehe ich es glaubte. Na, Handschuhe hatte ich auch. Wenn auch nicht so feine, so doch meine Arbeitshandschuhe. (Jede Arbeit, die die Hände angreift oder schmutzig ist, wird von den meisten mit derben Handschuhen ausgeführt. Erntearbeit, Schaufelarbeit. . .)

Ich sah später ein. Es hat keine triftigen Gründe. Der Hobo ist sauber. Die Güterwagen immer dreckig.

Ein fünfziger Hobo trägt daher eine alte Zeitung und Handschuhe in der Tasche.

Der Zug kam heran, in langsamer Fahrt. Wir ließen die Maschine vorbeifahren, marschierten unbedenklich weiter. Aus Vorsicht gegenüber Führer und Heizer. Beim ungefähr fünfzehnten Wagen trafen wir auf den Damm zurück, nahmen die ersten Wagen, ehe sie wieder schneller fuhren. Diesen auf den Dächern zurück (die amerikanischen Güterwagen haben schmale Laufplanen auf dem Dache) bis zum ersten offenen, ungedeckten Wagen. Noch auf der Leiter herunterkriechend, fragten uns die drei Regier im Wagen nach Tabak. Wie ich später sah, bilden die Regier im allgemeinen den gefährlichsten Teil der Tramps und auch den dreckigen.

Umsteigen!

Wir kamen bis zur ersten „Division“ (Knotenpunkt, wo Maschine und Waggons gewechselt werden) glatt durch. Ich spitzte verdammte die Ohren, um in diesem neuen Wissenschaftszweig bald perfekt zu werden.

Und es ist tatsächlich eine kleine Wissenschaft, mit Personen darin, wie sie bunter und interessanter keine andere Wissenschaft aufweisen kann, vielleicht weil sie keine feste Form, kein Schema aufweist.

Vor der Division hängen wir wie die Affen rechts und links an den Wagenleitern, springen an der ersten Strophenkreuzung ab und verschwand in den Nebenstraßen. Es wurde ein Bogen um die Stadt geschlagen, zum anderen Ende des Güterbahnhofes.

Dort waren wir uns in den Schatten einiger auf Nebengleisen stehenden Wagen und verdösteten die zwei bis drei Stunden, die vergingen, bis der Zug frisch zusammengestellt weiterfuhr. Wir waren vorsichtig; 100 Meter hinter uns, im Hof, sah ein „Bull“ (Detektiv). So er uns hier drüben, dann war es schwer, den nächsten Zug zu „machen“.

Wir gingen deshalb nach einiger Zeit weiter hinaus. Das heißt, ich nur allein.

Rein Portner von vorn war in der Stadt gelassen und der Rest hier in Gruppen. Drei Regier und zwei Weibe.

Ich drängte mich nicht auf. Das stand schon immer für mich und hier ganz besonders. Mit dem Heranrollen des Güterzuges wurde es lebendig längs der Schienen.

Gegen 15 Mann trafen an den Wagen hoch. Die übrigen hatten mehrere Züge ausgelassen, seit sie letzte Nacht hereinkamen, um zu essen und zu schlafen.

Bis Cleveland wurde es eine gemütliche Bummelfahrt. Es wurden Zigaretten gerollt, Tabak gekaut, in großen Bogen gespuht und auch geschlafen.

Die Regier teilten sich eine Zigarre, die sie irgendwo bekommen hatten, stopften sie in den Mund und kauten; nebenbei bearbeiteten sie während der Fahrt mit einer Rasierapparatsäge ihre Hühneraugen.

Abschluss in Cleveland.

Kurz vor Cleveland stoppte der Zug. Wir öffneten, drei Mann hoch, einen bedachten Wagen, verfrachteten uns rein und schlossen die Seitentüren bis auf einen Spalt. Wollten versuchen, durch Cleveland durchzufahren. Ein Bremser erzählte, es ginge glatt durch, weiter nach Chicago. Der Zug fuhr über eine spinnenbeinige Eisenbrücke ein. Durch den Abzug sahen wir den Detektiv an den Wagen

entlangrennen, nach hinten. Die ganze übrige Bande mußte türmen, wie wir durch vorsichtige Blicke zur Tür hinaus feststellten. Wir lachten tüchtig darüber. Natürlich — zu früh.

Der „Bull“ kam an den Wagen entlang und prüfte die Schlösser. Ungefähr zehn Wagen vor ihm wurde hastig schnell eine Schiebetür aufgestoßen, wie abgestoßen, sprangen drei Kerls hinaus und jagten über die Schienen davon.

Der Detektiv, klein, rundlich, scrute kaumenswert fünf hinterher. Bis zur ersten Querstraße ging der Wettlauf. Die kleine kräftige Gestalt drehte bei; die Kerls rannten noch einen Häuserblock weiter, um dann zu verschauern und heftig redend in Richtung Stadt zu verschwinden.

Nicht ohne an der nächsten Straßenecke plötzlich stehenzulassen und wie auf ein geheimes Zeichen in Eile auf eine langsam fahrende Wagengruppe zuzulaufen; es war derselbe Zug, von dem sie eben geschritten worden waren.

Sie kamen aber nur bis zu den Gleisen, um, einen kleinen Pfannkuchen auf den Wagendächern erpähend, sofort wieder kehrt zu machen und davonzujagen. Und endgültig, lachend und gestikulierend, der inneren Stadt zuzumarschieren. Tramp.

Völker in Eis und Schnee

Durch Tundra und Taiga

In unmittelbarer Nähe von Mitteleuropa, eine knappe Wochenreise entfernt, haben wir auch in unserem Erdteil ein polares Volk, das durchaus noch nicht völlig zivilisiert und seiner primitiven Lebensformen entkleidet ist: die Lappen. Bei den Lappen können wir alles das studieren, was auch für die anderen polaren Stämme der alten Welt kennzeichnend ist, das Transportwesen, die Wohnungstechnik und vor allem die Rentierzucht.

So wie ohne die Rentierzucht das Leben der Inlandskimos undenkbar ist, so ist das Leben der nördlichen eurasischen Völker ohne die Rentierzucht unmöglich.

In Europa und Asien finden wir das jährliche Rentier neben dem wilden, die Rentierzucht neben der Rentierjagd. Und wenn auch im nördlichen Europa die wilden Rentiere zum größten Teil ausgerottet sind, so gibt es doch in Sibirien hinreichend belebte Wildstämme. Im östlichen Asien haben wir als Zugtiere auch noch die Polarhunde, deren Urheimat wahrscheinlich diese Gegend ist, denn man nimmt an, daß die Eskimos einst vor schwer berechenbaren Zeiten aus dem nordöstlichen Asien über die Brücke der Aleuten nach Amerika hinüber wechselten.

Die Rentiere sind übrigens nicht die einzigen Geweiträger, die die nördlichen Völker der alten Welt in ihren Dienst gepreßt haben. Der norwegische Bischof Claus Wagner, der im 18. Jahrhundert in einem berühmten Buch die nördlichen Völker beschrieb, berichtet von Eingeborenenstämmen Nordeuropas, daß sie den Elch zum Schlittenziehen verwendeten. Der Elch gilt heute als fast unjähmbares Tier, aber hin und wieder ist es auch in der Renzucht gelungen, ihn dem Menschen als Reit- oder Jagdtier dienstbar zu machen. Die breiten Hufe des Elches befähigen ihn ebenso wie das Rentier, Sümpfe zu überqueren, in denen die kleinhüftigen Pferde unweigerlich einsinken. Als Reittier benutzen einzelne Stämme auch das Rentier; seine Leistungsfähigkeit ist in dieser Hinsicht aber beschränkt, da nur der leichte und kleine Eingeborene von dem Tier ertragen werden kann. Europäer sind als Reiter für das Rentier durchweg zu schwer.

Die Form der Schlitten, die von Norwegen bis Kamtschatka in Gebrauch sind, weicht vielfach voneinander ab, je nach dem Gelände, in dem sie gebraucht werden. Es ist klar, daß breite und lange Schlittengestelle in waldigen Gegenden unbrauchbar sind. Zweifellos eins der besten Schlittengestelle findet man auf Kamtschatka; kein Nagel ist hier gebraucht, alle Teile sind miteinander elastisch verbunden, und das Gestell verträgt auch bei flatter Fahrt kräftige Stöße gegen Bäume und Steine. Eigenartig ist der Lappenschlitten; er ist so kurz, daß nur eine Person im Sigen darin Platz hat, und sieht wie der hinten abgezeichnete Vorderteil eines kleinen Ruderbootes aus. Seine Unterseite ist halbrund gewölbt, er gleitet auf einer einzigen, in der Mitte gelegenen Kufe. Es ist nicht leicht, sich in diesem Gefährt in Gleichgewicht zu halten, denn Rentiere legen mit diesem kleinen und leichten Gerät ein ziemlich langsames Tempo vor, und namentlich, wenn es bergab geht, rasen sie wie die Wilden und kümmern sich wenig darum, ob auf der Fahrt durch den Wald der Insoffe durch niedrige Äste und Zweige aus seiner Spielzeugkutsche herausgeschleift wird. Der flächenhafte Unterteil des Lappenschlittens erinnert an einen anderen typischen Waldschlitten, den Toboggan der kanadischen Indianer, der mehr eine Schleife als ein Schlitten ist und dessen Umriss wahrscheinlich im zusammengefalteten Fellack eines Karibus oder Elches zu suchen ist.

Ein zu internationaler Bedeutung gelangtes Transportgerät, das bei den Kulturvölkern sich im wesentlichen zum Sportgerät gewandelt hat, ist der Schneeschuh. So, wie wahrscheinlich die Heimat der nördlichen europäischen Romadenstämme, der Lappen, der Syrjänen, der Ostjaken, in Sibirien zu suchen ist, so stammt auch die Kunst des Schneeschuhlaufens sicherlich von den altasiatischen Nordvölkern. Dieser Schneeschuh ist aber ganz anders, als unser Sportschneeschuh, denn die nördlichen germanischen Völker in Europa zur Vollendung gebracht haben. Die älteren, primitiveren, aber heute noch mit großem Erfolg gebrauchten Formen bei den Romadenvölkern sind kürzer und breiter, keine Langlaufschuhe, sondern mehr zum schnellen Wenden im waldigen oder zerklüfteten Gelände bestimmt, vielfach von verschiedener Größe, der eine kurz, der andere lang, und nicht selten auf der Unterseite mit Sechundsäulen besetzt. Die Kürze dieser Schneeschuhe findet eine gewisse Parallele zu den kanadischen

Schneereifen; dieser Schneereifen besteht aus einem nach hinten spitzulaufenden Rahmen, der mit Lederflechtwerk überzogen ist und den man sich zum Schneeschleppen unter die Füße bindet, damit man nicht einsinkt. Gleiten kann man damit nicht, nur im Stochschritt wandeln. Dieser indianische Schneereifen ist ebenso typisches Waldgerät wie der bereits erwähnte Toboggan.

Für den Verkehr auf dem Wasser benutzt man in Sibirien noch das primitivste aller Boote, den Einbaum, der einfach aus dem Stamm einer Pappel, Espe, Birche oder Esche herausgearbeitet ist. Unter den zusammengelegten Booten begegnen wir hier dem Rindenski, das aus einem leichten zusammengebundenen Geflecht und der darübergehängten Birkenrinde besteht. Geflecht und Birkenrinde läßt sich wie Leder nähen und zeigt bemerkenswerte Wasserfestigkeit. Diese Rindenski eignen sich besonders zum Ueberfahren von Stramtschnellen, bemähen sich aber auf größeren Wasserflächen weniger. Das Boot der kanadischen Indianer, dessen Form auch bei uns als Sportgerät Eingang gefunden hat, ist gleichfalls ein Birkenrindenboot, soll aber auch auf größeren Seen im Gegensatz zu den sibirischen Typen gut verwendbar sein.

Auf ihren Romadenzügen verwenden die Hirten- und Jägervölker des nördlichen Eurasiens Lederzelle, zu deren Herstellung sie die Leder der Rentiere benutzen. Wir finden ebenso legerförmige Zelte wie die tuppeförmigen Unterkünste, die mehr oder weniger mit den mongolischen Jurten übereinstimmen. Der Holzreichtum des Landes gestattet auch die Herstellung fester Häuser, die im wesentlichen aus einem Giebeldach bestehen und in ihrer ursprünglichen Form nur wenig angebaute senkrechte Wände haben. Man findet auch richtige legerförmige Holzhäuser, die direkte Nachbildung der Zelte aus anderem Material. Die Feuerungsstellen sind außerordentlich primitiv, für den Rauchzug werden jedoch bisweilen merkwürdige Vorrichtungen, tief ins Innere reichende Schornsteine aus Weidengeflecht, mit Lehm verklebter, angebracht. Zur Aufwahrung der Borräte bedient man sich winziger Blockhütten, die je nach der Größe auf einem oder auf vier Pfählen stehen, um dem Rauchzug den Zugang zu erschweren. Besonders lästig als Nahrungsmittelräuber ist der Biefraß, der Panther der nördlichen Wälder, eine große Worderart.

Neben der Rentierzucht ist der Fellhandel die materielle Grundlage des Lebens dieser Völker. Die Eichhörnchenjagd spielt eine bedeutende Rolle, Füchse werden gut bezahlt, und das kostbarste Fell liefert der Zobel, ein kleiner Warden, der pro Stück selbst unter den Eingeborenen 400 Goldmark wert ist. Die Jagd mit Pfeil und Bogen wird nur noch wenig ausgeübt, das Feuergeweh hat sich überall, wenn auch oft in primitivsten Modellen, durchgesetzt. Außerordentliche Geschicklichkeit entwickeln diese Völker in der Herstellung von Fallen, deren Konstruktion eine bemerkenswerte Berroutheit mit den Lebensgewohnheiten der einzelnen Tierarten erkennen läßt und an Raffinement kaum zu überbieten ist.

Auf geistigem Gebiet ist die auffälligste Erscheinung insbesondere der sibirischen Nordvölker der Schamanismus. Die Schamanen sind die Zauberer und Geisterbeschwörer mit priesterlichem Einschlag, ohne daß man jedoch von einem Berufspriestertum sprechen kann, denn jeder innerlich dazu Berufene kann Schamane werden, ohne daß er dabei seine bürgerliche Beschäftigung aufzugeben brauchte. Ähnliches finden wir bei den Eskimos, wo sich ein Mann die Bezeichnung Angako trägt. Auch Frauen können den Schamanenberuf ausüben. Religion im Sinne einer Gottesverehrung ist ursprünglich nicht vorhanden; die ganze Natur ist für diese Leute von Geistern erfüllt, die sich durch Beschwörungen beeinflussen und zu bestimmten Handlungen zwingen lassen.

Je mehr die Nordvölker Europas und Asiens mit der Technik der Zivilisation in Berührung kommen, desto mehr verlieren sie naturgemäß ihre ursprünglichen Einrichtungen und Gedankengänge; meistens nicht gerade zu ihrem Nutzen. Verheerend gewirkt hat die Einführung des Alkohols und die verbrecherische Ausplünderung durch gewissenlose Händler, die außer Tadel und Unrechtsgefühl die Eingeborenen auch noch derart mit der Syphilis beugelt haben, daß ganze Stämme damit vererbt sind. Die Einführung der kapitalistisch orientierten Zivilisation durch ihre unaußersten Vertreter hat diesen Naturvölkern ein Todesurteil gesprochen, das zum großen Teil durch die Degeneration dieser Stämme bereits vollzogen ist. Kurt Bising

Berlin sendet:

Das Schauspiel auf der Sendebühne

Die Sendebühne im neuen Funkhaus wurde mit Shakespeare's „Hamlet“ eröffnet. Ein Schauspiel wurde wieder zum Hörspiel bearbeitet. Man betonte mit diesem Lustspiel vielleicht absichtlich die Halbheit, unter der die Sendebühne und besonders die Sprechbühne des Rundfunks leidet. Sehr rasch wird hier auch keine durchgreifende Aenderung eintreten; denn die Zahl der eigens für die Bedürfnisse dieser Bühne geschaffenen Kompositionen und Sprechwerke erhöht sich naturgemäß nur sehr allmählich. Manchmal freilich will es dem Hörer scheinen, als könne die Produktion auf diesem künstlerischen Neuland auf keinen Fall so spärlich sein, wie die letzten brauchbaren Aufführungen dieser Art es zu beweisen scheinen, und als stame die frische Unklarheit der sichfindenden Stellen den Zutritt für die Hörer künstlich. Als erstes Sprechwerk im neuen Funkhaus hätte man sicherlich auch ein Hörspiel zur Verfügung gehabt; der Hörer muß also annehmen, daß der „Hamlet“ eine tiefere Absicht zugrunde lag, daß die Sprechbühne des Rundfunks nicht mit einem der letzten zur Verfügung stehenden und auf ihrem künstlerischen Boden noch unsicher tastenden Hörspiele eröffnet werden sollte, sondern mit einem Werk aus jenem Gebiet, aus dem die Sendebühne heute noch in der Hauptsache ihr Material bezieht. Auch die Opernbühne im neuen Funkhaus begann so mit einem „Schauspiel“, mit Mozarts „Zauberflöte“. Aber während es sich die Leiter dieser Aufführung sehr leicht machten, und zwar allererste Kräfte für die Musik aufboten, dazwischen aber die Handlung im Stil eines sehr mächtig begabten Segnieres erzählen ließen, wurde versucht, mit der Nachgestaltung des „Hamlet“ neue Wege anzubahnen.

Die künstlerischen Dimensionen der Sprechbühne des Rundfunks sind heute noch nicht erfasst. Sie müssen nach und nach erforscht werden, und es ist unvermeidlich, dabei auch auf Irrwege zu geraten. Sie müssen nur als solche erkannt und künftig gemieden werden. Mit dieser „Hamlet“-Aufführung ist jedenfalls eine wesentliche Richtung, die wesentliche Richtung gemessen worden, in der sich Schauspielbearbeitungen für die Sendebühne bewegen müssen, und die jener völlig entgegengekehrt ist, die von der Schauspielaufführung eingeschlagen werden muß. Wenig Schauspiele haben eine Handlung, die sich ohne weiteres hörbar machen läßt. Erst aus Wort und Darstellung gestaltet sich ihr Ablauf. Der Rundfunk hat versucht, solchen Werken eine akustische Bühne zu schaffen, neben den Worten des Dichters die Vorgänge in Tönen und Geräuschen zu schildern. Es ist auch an dieser Stelle schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß solche Transponierungen optischer Vorgänge in akustische höchstens in sehr bescheidenem Umfang möglich ist. Bert Brecht, der den „Hamlet“ für die Sendebühne bearbeitete, hat nun die der Sendebühne abgewandte Seite des Dramas für die Sendebühne entdeckt. Nicht die Handlung, sondern den geistigen Gehalt des Dramas versuchte er zu gestalten. Auch dieser Richtung hin kann die Hörbearbeitung von Schauspielen grundsätzliche Bedeutung gewinnen. Das Theater zwingt das Publikum, und das Publikum das Theater immer stärker zum Unterhaltungsstück, und die klassischen Bühnenwerke werden immer häufiger diesem Geschmack angepasst. Nicht der Schauspieler, der das Werk geistig durchdringt, sondern der Star, der Bühnenvirtuose, der mit mondänen Gesten mit ihm jongliert, steht in der Gunst des Publikums an höchsten, bezieht die höchsten Gagen. Das Werk selbst ist oft kaum noch mehr als ein Teil der Künste, zwischen denen der Schauspieler sich dumm und eitel bewegen darf. Vielleicht kann der Rundfunk helfen, die geistige Substanz unserer großen Bühnenleistungen unserer Generation wiederzugewinnen. Vielleicht kann der Rundfunk lehren, daß ein großes Kunstwerk immer aktuell ist, weil eben dieser geistigen Substanz die Gebundenheit an Raum und Zeit fehlt.

Die Handlung des „Hamlet“-Dramas wurde in Brechts Bearbeitung völlig beiseite geschoben und nur andeutungsweise skizziert. Die „Hamlet“-Monologe, sein Gespräch mit den Schauspielern, dem Totengräber, wurden die Hauptpfeiler des Werks, dem nicht ungeschicklich als dramatischer Ausklang das Zwiegespräch Hamlets mit dem Heerführer seines Oheims über das „Phantom des Ruhms“, dem Lausende von Soldaten geopfert werden, gegeben wurde. Soweit der Ablauf der Handlung durch Hörbilder illustriert war, betonte diese bewußt die feilsche, gefühlsmäßige Grundlage der Familienkonflikte und überhöht sie bis ins Allgemein-Menschliche. Die Erscheinung des Geistes von Hamlets Vater, der Tod von Ophelia, dem König, der Königin, Laertes und Hamlet wurden aus der Aufführung herausgenommen und den Hörern nur nebenbei davon berichtet. Man hatte die Rollen mit Schauspielern besetzt,

die nicht nur in den Geist des Werkes eindringen und ihn sprachtechnisch vermitteln konnten, sondern die sich mit künstlerischer Anbrunst in die Gedantentiefe der Dichtung versenkten.

Bearbeitung und Aufführung waren ein Versuch, ein Vorstoß, der die Richtung zeigte. Das Ziel traf er noch nicht. Wie die meisten Sendebühnenaufführungen war auch diese zu kompakt, mit zuviel akustischer Ausstattung, aber auch noch mit zuviel Wortballast vom Bearbeiter beschwert. Die geistige Welt solcher Sendebühnenleistungen trägt keine realistischen Illustrationen. Sturmjahren, Schreie, Massengrummel, die für den Zuschauer eines Spiels kaum bewußt wahrgenommenes Lebewerk werden, rücken für den Hörer in dieselbe Ebene wie das Dichtwort. Einen geistigen Füller kann nur der zwischenhaltende, der das Wort bereits kennt. Aber selbst das erfordert eine Zerstückelung der Konzentration, eine Ablenkung vom Wort, vom Gedanken. Solche Geräusche sollten daher nur zur Andeutung von Situationen verwendet werden, nur stilisiert und als Zusatz, und niemals neben der Dichtung herlaufen. Auch Musik als Einleitung, Schluß und Verbindung zwischen einzelnen Hörjahren kann die Stimmung eines Werkes unterstützen, aber nur, wenn sie sich ihm völlig unterordnet und vor allem nie so lange fortgeführt wird, daß der nicht musikempfindliche Hörer aus seiner Stimmung dadurch gerissen wird. Walter Groms hat fast das ganze Werk musikalisch untermauert. Er versteht, die Musik vor dem Mitropoulos durch Auswertung aller instrumentalen Klangwirkungen plastisch zu machen; es gelingt ihm, dem Werk eine Art körperlischer, tänzender Kulisse zu schaffen. Doch diese schob sich so stark in den Vordergrund, daß die Dichtung dadurch bisweilen bis zur völligen Unverständlichkeit verdrängt wurde. Nur in ganz seltenen Ausnahmefällen wird man beim heuligen Stand der Radioempfangstechnik das gesprochene Wort mit Gewinn für den Hörer musikalisch untermauern können.

Die Handlung des Dramas wurde dem Hörer in etwas sel-

amer, aber keineswegs bemerklicher Form vermittelt: in der Anfangszeit des Films haben wir ganz ähnliches erlebt. Da erzählten filmweiliche Briefe traurige Vorgeschichten, rollten endlose Werke flimmernd vor dem Zuschauer ab. Die feilsche Grundstimmung wurde auf diese Weise in die Bilderfolge hineingerollt. Bei diesem Hörspiel hatte man es umgekehrt mit der Handlung gemacht. Dabei wäre eine geschmackvollere Lösung so leicht möglich gewesen. Man hätte das „Hamlet“-Drama ruhig in Bruchstücken erhöhen und durch einzelne Szenenaufführungen beleben können, ohne den tiefen Aufwand an Mensch und Anzueinerungsanstrengungen. Der Hörer bekam Verse, die sich auf die Handlung bezogen, vom ganzen losgerissen rezitiert, hörte Zwischenstücke, die den irreführenden, der das Drama nicht kennt, da sie zum Teil erst später folgende Vorgänge Bezug nahmen, und die dazu ein paar mal geradezu grotesk primitiv wirkten. Diesen Entgleisungen lag vielleicht die gute Absicht zugrunde, vollständig zu sein, die ja bisweilen die merkwürdigsten Blüten hervorbringt. Dabei ist das Rezept für vollständige Formulierung immer dasselbe: Klarheit und Einfachheit des Ausdrucks — aber keine herabschaltende Naivität. Der Bearbeiter klassischer Werke für den Rundfunk verzichtet am besten völlig auf den Ehrgeiz, dabei „Dichter“ sein zu wollen, und bescheidet sich damit, durch sein Nachformen, das um so besser ist, je weniger es spürbar wird, dem Kunstwerk den Weg zu den Hörerschaaren zu bahnen.

Mancher Hörer wird solche Bearbeitung, die so stets nur einer Seite des Schauspiels gerecht werden kann und werden will, grundsätzlich verdammen und in ihr eine Vergewaltigung des Dichters sehen. Solchem Fehlurteil würde die Verwechslung der Sendebühne mit der Bühnenbühne und ihrer Wirkungsbedingungen zugrunde liegen. Die wort- oder wenigstens szenengerechte Aufführung eines Schauspiels auf der Sendebühne muß aus dem Werk oft naturgemäß ein Zerstückelung machen. Ein Kunstwerk vermittelt heißt: den Geist des Kunstwerks vermitteln. Diese Erkenntnis scheint sich auf der Sendebühne der Funkstunde klar durchgesetzt zu haben; so dürfen wir hoffen, daß auch der Weg zu diesem Ziel immer deutlicher sichtbar eingeschlagen werden wird.

Das neue Buch

Krankheit und soziale Lage

Mit dem Heft „Krankheit und soziale Lage“ von Prof. Dr. med. Knack, Heft 17 der Gesundheitsbücherei des Verlags Birk u. Co., München, soll nach Angaben des Verlags die kleine Gesundheitsbücherei für das werktätige Volk (Preis pro Heft 50 Pf.) ihren Abschluß finden. Der Verfasser zeigt den Zusammenhang zwischen Volksgesundheit und gesellschaftlicher Stellung, belegt durch einige übersichtliche Tabellen. Es werden nicht nur die großen Volkskrankheiten angeführt, zu deren Bekämpfung heute schon aus bürgerlichem Lager Ansätze zur Verbesserung des Heilwesens vorgeschlagen werden, sondern es wird jede Krankheit in ihrer sozialen Beziehung gewertet. Bezüglich der Organisation der ärztlichen Arbeit betritt Prof. Knack die Ansicht, daß man sich mit der schlagwortmäßigen Forderung der Beamtung des Arztleberus das Problem zu leicht mache. Vielmehr komme es auf ein zweckmäßig ausgestattetes ärztliches System an (in Krankenhäusern, Gesundheitshäusern, Fürsorgeeinrichtungen usw.), wo sich der Heilerfolg nicht auf den einzelnen Arzt, sondern auf die Gesamtleistung des Betriebes begründen wird. Zudem sei die freie Wirtschaft in Herstellung und Vertrieb der Heilmittel auf die Dauer nicht zu ertragen. Schon jetzt arbeiten die Eigenbetriebe der sozialen Zwangsversicherungsträger besser und billiger. Zum Schluß fordert Verfasser eine planmäßige bewußte Bevölkerungspolitik mit Geburtenregelung.

Damit erhält die Sozialenreihe, die der Verlag für unsere gesundheitspolitische Arbeit ein großes Verdienst erworben

hat, ihren Schlußstein. Gerade im Hinblick auf die lehrerwähnte Forderung ist das zu bedauern. Es fehlt nämlich ein weiteres Heft, das die sexuelle Hygiene behandelt. Am Heft 11 hat Stadtorst Dr. Loewenstein (Berlin) diese Frage nur im Hinblick auf die Geschlechtskrankheiten behandelt. Sollte es unmöglich sein, vor Rindgen aus freie und erträgliche Gedanken zum Geschlechtsleben zu verknüpfen?
H. Adam.

Neue Lyrik

Bern in Deutschland ein junger Gelehrter, der zu den herausragendsten Kennern auf dem Gebiete der Geschichte des Sozialismus gehört, einen Band lyrischer Gedichte veröffentlicht, so würde das zumindestens Staunen erregen. In Ländern mit allseitiger literarischer Kultur ist das selbstverständlich. Wir sollten uns diese Selbstverständlichkeit bald zu eigen machen und, unbeeinträchtigt von dem Gewicht der wissenschaftlichen Leistung dieses Menschen, prüfen, was uns seine Gedichte zu geben vermögen.

Ein einsamer, differenzierter, städtischer Mensch gestaltet die Stunden seiner Liebesgänge: Tage und Nächte, in denen er Urteil, Begriff, Gesetz und Maß hinter sich läßt und Leid, Landschaft, Dese, Raufsch, Hingabe, Lust und Lob Resonanz gewährt, die das Lied, das Gedicht in Dauer bannet. Nur ganz am Rande spürt man die Waffe. (So in dem schönen Gedicht „Aufmarsch“.) Es sind Gedichte eines Einsamers, die, idylische ich mich nicht, dem späten Nisse, dem reifen Stefan George und vielleicht auch Paul Valéry ertönernd sind.

Eine milde Schwere liegt oft in diesen Versen. Es wird manchen schweigenden Menschen gehen, der sich in diesem auch äußerlich kultivierten Band befriedigt sehen wird.

J. P. Mayer.

*) Frith Brügel, Klage um Adonis, Gedichte (Verlag Heff u. Co., Wien und Leipzig 1931).

WAS DER TAG BRINGT

ERZÄHLT VON YORICK

Parallelen

In einer wissenschaftlichen Zeitschrift Nordamerikas wendet ein Kunsthistoriker Spenglers „Untergang des Abendlandes“ auf sein Gebiet an: er zieht Parallelen zwischen dem Kunstleben des römischen Reichs und dem Kunstleben Amerikas. Und diese Parallelen sehen so aus:

Rom hat seine Nachbarvölker durch das Schwert unterworfen und dann die Kunstschätze dieser Völker mit Gewalt nach Rom geschleppt.

Amerika hat Europa durch den Dollar unterworfen und kann also dessen Kunstwerke gegen entsprechende Bezahlung nach Rom fort schleppen.

Wie Rom griechische Tempel ausraubte, so dürfen die Yankee's deutsche Museen ausrauben; die Ausgrabung der europäischen Staaten, die das verhindern, ist unmoralisch.

Denn: die Kunst verläßt immer die Völker, die niedergehen, und zieht sich zu denen, die im Aufsteigen sind.

Soweit der amerikanische Wissenschaftler. Es ist schwer, gegen einen Amerikaner etwas zu sagen, was gegen die These vom besten und glücklichsten und zukunftsreichsten aller Länder spricht. Darum ein Beispiel — nicht aus der historischen Kunst, von der der Amerikaner ausschließlich spricht, sondern von der lebendigen, heutigen „Kunst“:

In New York drängten sich, so erzählt mir ein Freund, der drüben ist, sehr viele Leute vor einem Schaufenster. In diesem Schaufenster stand eine Maschine mit vielen eisernen Armen, welche Pinsel hielten. Diese Arme jührten mit den Pinseln in Farbtöpfe und trugen die Farben automatisch auf eine große Leinwand auf. Die Maschine konnte abwechselnd zwei Landschaften malen, eine Sommer- und eine Winterlandschaft. Im Laden wurden die Bilder zu nicht niedrigen Preisen veräußert. Sie gingen rasend, und nicht bei armem Publikum.

Diese Geschichte, scheint mir, ist ein Gleichnis, ist ebenfalls eine Parallele, die nur die andere Seite der Sache beleuchtet:

Die Kunst geht immer nieder bei den Völkern, die erberungsmäßig sind, und ist im Aufsteigen bei denen, die dabei sind, diesen Standpunkt zu überwinden — die Kunst wenigstens, auf die es uns ankommt!

Der unfreiwillige Poffahrer

Es ist oft darüber berichtet worden, wie sehr Söhne berühmter Väter unter dem Schatten ihres Erzeugers zu leiden haben: in allem, was sie tun, vergleicht man sie mit dem Papa, und der Vergleich fällt selten zu ihren Gunsten aus. Neu hingegen ist, daß sich dieser Fluch auch schon bis auf die Enkel zu erstrecken scheint, und zwar

in noch weit gefährlicherer Art. Man stelle sich vor: friedlich lebt irgendwo Herr Jean Jules Verne einen vernünftigen guten Tag; wird vielleicht hier und da gefragt: „Sind Sie verwandt mit Jules Verne?“ — und antwortet bescheiden oder stolz: „Er war mein Großvater!“ Mehr nicht, jahrelang — bis Herr Hubert Wilkins, der Nordpolfahrer, eine neue Idee hat. Wilkins will in diesem Jahre mit einem Unterseeboot das arktische Eis unterqueren und so zum Nordpol gelangen; und weil in seinem Unterseeboot noch ein Platz frei ist, denkt er den alten Jules Verne zu ehren, der den Gedanken solcher Reize zum erstenmal in einem seiner phantastischen Romane gestaltet hat. Der alte Verne allerdings ist tot, aber man kann ihn ja in seinem Enkel ehren: und so läßt Wilkins den friedlichen, ganz und gar nicht abenteuerlichen Jean Jules Verne zur Teilnahme an der Nordpolfahrt ein. Jean weigert sich, höflich natürlich, andere wären doch berufener als er — und was man so sagt, wenn man nicht gern unter Eis will. Aber sei es nun, daß Wilkins den Enkel seines idealischen Vorgängers als Mastotte braucht, alle Illager und Forscher sind ja abergläubisch, sei es, daß er mit Jeans Teilnahme schon zu viel Reklame gemacht hat: er läßt nicht locker, die Reporter erst recht nicht, und um sich nicht vor den ganzen Staaten zu blamieren, muß Jean Jules nach langem Sträuben mit . . . Nun hofft er, daß das Eis so geduldig ist wie Papier, auf daß er das Unternehmen in Birtlichkeit zu so gutem Schluß und happy end bringe wie sein Großpapa im Roman; ist auch wohl der Meinung, daß Schriftsteller alles, was sie zu schildern unternehmen, gefälligst auch selber durchführen und das nicht ihren unschuldigen Enkel überlassen sollen; und zitiert gewiß viele Male am Tage den deutschen Dichter: „Beh' dir, daß du ein Enkel bist . . .“

Wochenragout

Scotland Yard, das in allen Kriminalgeschichten als vorbildlich geschilderte Hauptquartier der Londoner Polizei, hat in letzter Zeit seinem Ruhm beargert wenig entsprochen, daß durch das vorgelegte Ministerium eine energische Reform angeordnet werden mußte. Der früher so bewährte Scharfsmut der Beamten habe beträchtlich nachgelassen, die Ermittlung der Verbrecher würde auf den umständlichsten Wegen vorgenommen usw. usw. — Die Herren von Scotland Yard lesen anscheinend zu viel Kriminalromane . . . und richten sich danach!

Der bisher ziemlich unbekannt amerikonische Filmschauspieler Rex Bell bekam plötzlich einen glänzenden Vertrag für große und größte Rollen. Und das kam daher, daß er vor kurzem der Freund des Filmstars Clara Bow wurde. Und nun regt man sich drüben auf. Warum eigentlich? Warum soll nicht mal im Film der Freund einer einflußreichen Frau hochkommen — warum bloß immer die Freundin eines einflußreichen Mannes?

Nackbad ist Scheidungsgrund

Die zunehmende Strömung des Nackbades hat nunmehr auch das Reichsgericht in einem Ehescheidungsprozeß beschäftigt und hat der höchste Gerichtshof in dem neuesten Bande seiner Entscheidungen, der schon erst erscheint (Band 130 S. 178), in der Teilnahme an gemeinschaftlichen Nackbädern einen Ehescheidungsgrund erblickt.

Selbstverständlich setzte die Entscheidung voraus, daß der eine Ehegatte nicht vorher die Zustimmung des anderen eingeholt hätte, denn das Reichsgericht sagt, daß (im vorliegenden Falle handelte es sich um eine Ehefrau, welche während des Scheidungsprozesses mit ihrem Freunde das Nackbad aufgesucht hatte) eine Ehefrau sich vergewissern mußte, ob ihr Ehemann mit der im vorliegenden Fall geübten Art der Betätigung einverstanden war, ebenso wie im umgekehrten Fall ein Ehemann die Zustimmung der Ehefrau vorher feststellen mußte.

Das Reichsgericht ließ es nicht als Entschuldigung zu, wenn die Ehefrau „eine von ihr als förderungswert betrachtete Kulturonschauung“ betätigen wollte, denn das Reichsgericht meint, daß eben auch bezüglich neuer Kulturansehungen beide Ehegatten übereinstimmend handeln müssen. Ebenso wenig konnte sich die Ehefrau rechtfertigen damit einschuldigen, daß sie aus Gesundheitsrückichten der Nackbader bedürfte, denn eine solche Kur konnte sie vornehmen, ohne gerade das für beiderlei Geschlecht offene Nackbad zu benutzen. Was den allgemeinen Anschauungen unter Ehegatten entspricht, dekretiert das Reichsgericht, muß sich jeder Ehegatte zur Richtschnur nehmen, solange er nicht wohl oder ohne Fahrlässigkeit annehmen darf, daß ein abweichendes Verhalten nicht gegen des Empfanden des anderen Ehegatten verläßt.

Endlich beeinflusste auch der Umstand, daß die Ehegatten in einem Scheidungsprozeß lagen, in keiner Weise die Auffassung des Reichsgerichts, vielmehr betonte der höchste Gerichtshof noch, daß die Ehegatten noch nach der Trennung bis zur Rechtskraft der Entscheidung einander Liebe und Achtung schulden und daß durch ehrendrige Handlungen, die nach diesem Zeitpunkt liegen, die Ehe zerfällt oder die schon bestehende Zerrüttung vertieft oder befestigt, die Wiedererlangung der ehelichen Gefinnung erschwert oder unmöglich gemacht werden kann. R.-A. Dr. Erwin Hirschfeld.

